

Die Zeit.

IX. Band.

Wien, den 21. November 1896.

Nummer 112.

Der Zeitungsstempel.

(Aus einem von Dr. Heinrich Kanner im Socialpolitischen Verein zu Wien am 16. November gehaltenen Vortrag: „Zur Pressereform in Oesterreich.“)

Den weitaus actualsten Theil der Presseform in Oesterreich bildet zweifellos der Zeitungsstempel.

Der österreichische Zeitungsstempel ist ein ziemlich alter Herr schon, und seine Biographie weist manche Pitanterie auf. Er stammt nämlich aus dem Jahre 1789. Der Zeitungsstempel — das war der erste eigenthümliche Reflex der großen französischen Revolution im österreichischen Polizeistaat. Weil damals in Frankreich neue Ideen siegreich aufstiegen, suchte man sich in Oesterreich durch Pressebeschränkungen gegen ihr rechtzeitiges Einbringen zu schützen. Denn Oesterreich muß immer hinter den anderen Staaten Europas um eine Idee zurück sein. Und wenn auf einmal so viele neue Ideen in eine alte Welt einbrechen, wie 1789 die Ideen der französischen Revolution, bedarf es auch auf Seite Oesterreichs neuer Anstrengungen, neuer Mittel, um seinen alten reactionären Ruf in Ehren zu bewahren. In der Resolution vom 24. Januar 1789, durch die der Zeitungsstempel, der sich damals übrigens auch auf „Brotschüren und Konibdien“ erstreckte, zum erstenmal in Oesterreich eingeführt worden ist, wird der Zeitungsstempel als das „wirksamste Mittel“ angepriesen, „die Scribler, die seit der bestehenden Pressefreiheit soviel Unsinn und abgeschmacktes Zeug hervorgebracht haben, künftig zu mäßigen und auch die Einfuhr von dergleichen fremden Schriften hintanzuhalten“. So der Gedankengang der Resolution. Die Thatfachen erwiesen schon damals das genaue Gegentheil. Thatsächlich traf der Zeitungsstempel am schwersten die ernste Presse, die Scandalpresse befand sich dabei verhältnismäßig wohl, denn sie fand und findet immer Liebhaber, die einen erhöhten Preis zu zahlen bereit sind. Trotzdem diese Erfahrung gleich in den ersten Jahren seines Bestandes am österreichischen Zeitungsstempel gemacht wurde, blieb der Stempel bestehen, der beste Beweis dafür, daß man nicht die schlechte, sondern die gute Presse damit strafen wollte. Erst die Konsequenzen der 48er Revolution brachten 1850 die Aufhebung des Zeitungsstempels für Oesterreich. Kaum war aber die Reaction wiederinstalliert, so brachte sie auch den Zeitungsstempel wieder auf. Das war 1857. Im folgenden Jahre wurde ein neues Zeitungsstempel-Reglement erlassen, das im wesentlichen noch heute in Kraft ist. Seither wurden uns Verfassungen gegeben und wieder stürzt, Ministerien sind gekommen und gegangen, reactionäre, sogenannte liberale und stationäre: der Zeitungsstempel ist geblieben. Der Zeitungsstempel ist das Brandmal, das die intelligenzfeindliche Reaction jedem Zeitungsblatt auf die Stirne drückt. Solange Sie jeden Morgen rechts oben auf dem Kopf Ihrer Zeitung den Amtsstempel finden, können Sie darüber beruhigt sein, daß Sie noch in dem alten bildungsfeindlichen Polizeistaat Oesterreich leben, selbst wenn Ihnen der Leitartikel unterhalb des Stempels etwas anderes weiszumachen versuchen sollte. In allen europäischen Ländern hat die Reaction den Zeitungsstempel einmal eingeführt, in allen hat ihn der Liberalismus wieder beseitigt. Nur in Oesterreich nicht. 1869 wurde der Zeitungsstempel in Ungarn, 1874 auch im vereinigten Deutschland abgeschafft. Seitdem theilt Oesterreich den Vorzug des Zeitungsstempels nur noch mit der Türkei. Und zur türkischen Wirtschaft paßt auch der Zeitungsstempel in der That.

In letzter Auflösung ist der Zeitungsstempel eine, und zwar wie sich sofort zeigen wird, empfindliche Geldstrafe auf das Lesen und Schreiben von Zeitungen, auf die Verbreitung und Erwerbung von Kenntnissen durch die Zeitung. Er beträgt bekanntlich für jedes politische Blatt in Oesterreich 1 Kreuzer pro Nummer und Exemplar. Das macht 3 fl. 60 kr. pro Abonnenten und Jahr. Nach mäßiger Schätzung nimmt man an, daß ein politisches Tagblatt, um sich einigermaßen zu bilancieren, mindestens 20.000 Abonnenten braucht. Das gibt einen Betrag von 72.000 fl. jährlich, gewiß keine exacte Berechnung, aber immerhin geeignet, eine annähernde Vorstellung von der Größe der Last zu geben, die in Form des Zeitungsstempels auf die Presse drückt. Diese Last fällt nicht allen Blättern gleich schwer. Auch über ihre Vertheilung kann man im einzelnen schwerlich etwas ganz Exactes sagen. Wohl aber ist es möglich, die allgemeinen Gesichtspunkte anzudeuten, die für die Vertheilung der wirtschaftlichen Wirkungen des Zeitungsstempels maßgebend sind. Ich theile zu diesem Zwecke die Zeitungen in drei Kategorien ein. Die erste bilden die großen, mit

viel Capital arbeitenden, theueren, auf das wohlhabende Publicum berechneten Blätter. Diese haben ohnedies einen sehr bedeutenden Spesenetat, in dem die, sagen wir, 72.000 fl. jährlicher Zeitungsstempel nicht so schwer ins Gewicht fallen, sie verfügen auch über reichliche Einnahmequellen anderer Art, man denke nur an die Inserate, und sind deswegen kaum genöthigt, den Zeitungsstempel ganz oder auch nur theilweise auf ihre Abonnenten zu überwälzen. Das Gleiche gilt für die bei uns leider sehr verbreitete unehrliche Presse, die mit Schweiggeldern, Texterschaltungen u. s. w. arbeitet. Wenn ein Blatt schon Schweiggelder nimmt — ob es da um die paar tausend Gulden Zeitungsstempel jährlich mehr „schweigt“ oder nicht, darauf kommt's ihm dann schon nicht mehr an. Blätter vollends, welche die beiden Reize — großcapitalistischen und corrupten Betrieb — vereinen, haben es am leichtesten, deren Abonnenten brauchen sicherlich den Zeitungsstempel nicht zu tragen, diese Blätter wären auch ohne Zeitungsstempel kaum billiger herzustellen. Anders bei der dritten Kategorie von Zeitungen, der kleinen, ehrlichen Volkspresse und den Kalendern, die gleichfalls einem Stempel unterliegen, die Lectüre der allerwenigst belebten Volkschichten, insbesondere der ländlichen, bilden, deren Stempel daher unter die gleichen Gesichtspunkte fällt, wie der der Volkspresse und auch ein für allemal im Verlauf dieser Betrachtung im Zeitungsstempel miteinbegriffen gedacht wird. Für die volksthümliche Zeitungsliteratur, besonders wenn sie finanziell ehrlich arbeitet, ist der Zeitungsstempel ein schweres Hemmnis der Entwicklung, oft eine unerschwingliche Last. Ein Betrag, wie der früher berechnete jährliche Zeitungsstempel von 72.000 fl. würde bei einem billigen Volksblatte nicht nur den Reingewinn aufzehren, sondern darüber hinausreichend, allein schon genügen, um ein Deficit zu erzeugen. Die kleinen Blätter können also den Zeitungsstempel aus Eigenem nicht tragen, sie müssen ihn auf die Abonnenten überwälzen, das heißt den Abonnementspreis um den Stempelkreuzer erhöhen. Es ist bei der Armut unserer Bevölkerung kein Zweifel, daß gerade dieser letzte Kreuzer Viele verhindert, sich eine Zeitung zu halten. Die weite Verbreitung des, wie mir scheint, in solchem Maße auch nur in Oesterreich üblichen Subabonnements von Zeitungen auf der einen, die große Auflage der paar ausnahmsweise vom Stempel befreiten Zeitungen auf der anderen Seite deuten darauf hin. Der Zeitungsstempel ist sicherlich eine der wichtigsten Ursachen jener auffallenden Erscheinung, daß in Oesterreich die kleinen Blätter relativ theurer sind als die großen — was wieder der Ausbreitung und damit der Rentabilität der kleinen Schraufen setzt. Nicht zum mindesten aus dem Zeitungsstempel — wenn auch andere Ursachen mitspielen — ist es zu erklären, daß wir keine so billige Tagespresse haben, als z. B. Deutschland. In jeder größeren Stadt Deutschlands gibt es ziemlich umfangreiche Tagesblätter, die nur 50 Pfennig = 30 Kreuzer monatlich kosten. Bei uns in Wien kostet das billigste Tagesblatt 1 fl. 10 kr., fast viermal so viel, während unsere theueren Tagesblätter im Preise hinter denen Deutschlands zurückbleiben. Ebenso ist der Zeitungsstempel mit eine der Ursachen, warum die populären Zeitungen bei uns keine so großen Auflagen erreichen, wie in anderen Ländern. Der höchste bisherige Record ist bei uns 80.000 gewesen, aber auch das nur an Sonntagen. Dagegen setzt z. B. der Berliner „Localanzeiger“ Tag für Tag gegen 200.000 Exemplare ab. Oder ein anderer Vergleich: Die Auflage sämmtlicher stempelspflichtiger Blätter in ganz Oesterreich beträgt bei uns gegenwärtig etwa 550.000 pro Tag berechnet. Ein einziges Pariser Blatt, das „Petit Journal“, hat mit seiner Millionenauflage allein schon ungefähr doppelt soviel als die gesammte Tagespresse ganz Oesterreichs. Der Zeitungsverbrauch ist ein sichererer Maßstab, für höhere Cultur wenigstens, als selbst die Seite.

Der Zeitungsstempel begünstigt demgemäß die großen, die unehrlichen Zeitungen zum Schaden der kleinen, ehrlichen Blätter. Er fördert die großstädtische, und hemmt die Provinz- und Localpresse. Er besteuert endlich die armen Zeitungsconsumenten, die auch meist die der Bildung bedürftigeren und der Aufklärung zugänglicheren sind, und läßt die wohlhabenden Zeitungsleser frei, die ihn doch leichter tragen könnten. So wirkt er antisocial, sowohl auf die Zeitungsunternehmungen selbst, wie auf deren Abnehmer. Er hindert endlich noch jede Neuerung im Zeitungswesen, da er ein Schutz ist für die alten gegenüber den neu entstehenden Blättern. Denn neue Blätter müssen, um nur zunächst einmal ihren Namen bekannt zu machen, viele Freieremplare zur Propaganda versenden, und das kostet an Stempeln allein schon ein Vermögen. Deswegen kommen auch

des 18. Jahrhunderts ein. Es war dies die Zeit des Entstehens der rationellen Landwirtschaft, deren Productivität auf das Vierfache stieg, so daß trotz rasch zunehmender Bevölkerung und reichlicher, durch Exportprämien beförderter Vetreibeausfuhr die Nahrungsmittelpreise niedrig blieben. Alle nahmen am Segen dieses Fortschrittes theil, der Pächter so gut wie der Grundrentner, der Handwerker wie der Geldmann; für den Lohnarbeiter fiel natürlich nur der kleinste Theil des Gewinnes ab, aber doch gieng er nicht ganz leer aus. Die bessere Ernährung gab den Arbeitern Kraft zu Coalitionsversuchen; Arthur Young hebt ausdrücklich hervor, daß die Arbeiterunruhen seiner Zeit regelmäßig von den am besten bezahlten Arbeitern ausgegangen seien; selbstverständlich wurden sie mit leichter Mühe unterdrückt. Die verhältnismäßig gute Zeit gieng vorüber, und der englische Arbeiterstand sank am Ende des vorigen und im Anfang des laufenden Jahrhunderts immer tiefer, bis das Uebermaß des Elends selbst, indem es die Grundfesten des Staates erschütterte, die Gesetzgebung zur Umkehr zwang. Auf die Zustände der industriellen Arbeiter jener für die herrschenden Stände ebenso glänzenden wie für das Volk entsegligen Zeit, die wir namentlich aus Brentano, Heib, Engels, Marx und Schulze-Gävernitz kennen, nachdem schon Dickens mit einigen seiner Romane ein wenig in diese Hölle hineingeleuchtet hatte, geht Rogers nicht ein, empfiehlt aber die Gewerkvereine als das beste Mittel zu ihrer völligen Ueberwindung. Die Gewerkvereinsbewegung, der technische Fortschritt und — die Feindschaft zwischen Landlords und Großindustriellen haben seit 1850, unter der Mitwirkung edler Menschenfreunde aus den herrschenden Classen, eine Besserung erzielt, deren Früchte bis jetzt allerdings nur der Arbeiteraristokratie in vollem Maße zugeflossen sind. Zieht man nur die Lohnherhöhung in Betracht, so ergibt die Vergleichung mit der alten Zeit nach Rogers Folgendes: „Einige Schichten der Arbeiterschaft Londons und jene Theile der arbeitenden Classen, die mit dem Mechanismus der Gewerkschaften seit langen Jahren vertraut sind, haben schließlich verhältnismäßig die Höhe der Löhne des fünfzehnten Jahrhunderts wiedergewonnen, wenn auch die früher eingenommene Stellung noch nicht vollständig wiedererobert ist. Das wird durch folgende Angaben illustriert: 1449 und 1450 waren verschiedene Arbeiter bei einem Bau in Oxford angestellt. Der Obermaurer bekam neun Monate lang wöchentlich 4 Schilling, die anderen bekamen zehn Monate lang 3 Schilling 4 Pence. Zwei Monate lang (December und Jänner) erhielten die letzteren 2 Schilling 10 Pence. Nun können wir, von der Hausmiete abgesehen, durch Multiplication mit zwölf etwa den Unterschied zwischen den damaligen und den heutigen Kosten des Lebensunterhaltes finden. Demnach bedeuten die genannten Löhne heutzutage 48 Schilling, 40 und 34 Schilling. Nach Howell verdiente ein Londoner Arbeiter im Baugewerbe 1877 täglich 7 Schilling 1½ Pence oder wöchentlich 42 Schilling 9 Pence. Ich weiß allerdings nicht, wie viel Arbeitstage mit solchem Verdienst man im Jahre rechnen kann. Im 15. Jahrhundert verlor der Arbeiter im ganzen Jahre (außer den Sonntagen) nur achtzehn Tage.“ Von der Hausmiete abgesehen! Das ist eine sehr wichtige Einschränkung, die bei der Vergleichung der heutigen mit den mittelalterlichen Zuständen in England wie auf dem Festlande nicht außer acht gelassen werden darf. Der mittelalterliche Handwerker hatte sein eigenes Haus, meistens mit Garten und Ackerstück, und der leibeigene oder kleinbäuerliche Landarbeiter seine eigene Hütte, die, so elend sie sein mochte, doch wenigstens in Gottes freier Natur stand. In Deutschland muß ein Arbeiter, dessen Jahresverdienst sich auf 1000 Mark beläuft — und der gehört doch schon zu den besseren — durchschnittlich den vierten Theil davon opfern, wenn er eine selbstlich gesunde Wohnung haben will. Ueberhaupt dürfte das günstige Verhältnis zwischen Lohn und Unterhaltskosten, dessen sich der englische Arbeiter des 15. Jahrhunderts erfreute, heute wohl nirgends in der Welt mehr vorkommen. Bei der Billigkeit von Milch, Fleisch, Geflügel und Eiern, welche Dinge der Arbeiter — natürlich nicht ohne darauf verwendete Arbeit — eigen hatte, können wir die Zukunft ins Brot, Wechelpreisen und Bier nicht höher veranschlagen als diesen Grundbestandtheil der Volksnahrung. Demnach würde der Landarbeiter den gesammten Lebensunterhalt seiner Familie in 30 Wochen verdient und reichliche zwei Fünftel des Jahreseinkommens auf Kleidung und andere Bedürfnisse übrig gehabt haben, die unter den damaligen Verhältnissen nur sehr gering sein konnten; Wohnungsmiete brauchte er nicht. Heute dürfte kaum die Mehrzahl der Arbeitsfamilien, ohne daß sie gebrauchte Kapazitäten beanspruchen, mit weniger als drei Fünfteln ihres Einkommens die Nahrung bestreiten können,* und da ihnen die Wohnungsmiete ein Fünftel bis ein Viertel raubt, so bleibt ihnen kaum ein Fünftel auf andere Ausgaben. Und zu solchen anderen Ausgaben zwingen die ungeheuer gesteigerte Lebenshaltung der höheren Classen und die Gefahr des Verlustes der gesellschaftlichen Stellung bei gar zu armseligen Auftreten in weit höherem Grade als ehedem. Am den Rückgang des Arbeiterinkommens vom 15. bis zum 17. Jahrhundert noch besser zu veranschaulichen, wollen wir aus Rogers' Studie noch folgende Berechnung ermitteln: Vor dem Jahre 1500 konnte der Handwerker mit einem Tagelohn $\frac{1}{12}$, der ländliche Arbeiter $\frac{1}{18}$ Quarter Weizen kaufen; 1581—1590 reichte der Tagelohn nur

auf $\frac{1}{41}$ und $\frac{1}{61}$, 1591—1600 auf $\frac{1}{52}$ und $\frac{1}{69}$, 1601—1610 auf $\frac{1}{59}$ und $\frac{1}{88}$, 1611—1620 auf $\frac{1}{139}$ und $\frac{1}{208}$, 1621—1630 auf $\frac{1}{175}$ und $\frac{1}{112}$, 1631—1640 auf $\frac{1}{140}$ und $\frac{1}{181}$, 1641—1650 auf $\frac{1}{146}$ und $\frac{1}{160}$. Im folgenden Jahrzehnt stieg der Reallohn ein wenig.
Reiße.
(Schluß folgt.) Carl Zentisch.

Jung-Berlin.

Zehn Jahre Literatur-Bewegung.
Von Franz Servaes. (Berlin.)

I.

War es ein Traum? — oder war's ein Erlebnis?
Man spielte vor mir ein Stück. Ganz hinten saß ich, im äußersten Dunkel, und starrte in die Lampenhelle. Mir schien's eine todte leere Pantomime, tragisch-handwurschtig. Die Figuren wirkelten alle wie toll über die Bühne, purzelbaunten und grimassierten und stetzten im tragischen Hochgang. Auch rissen sie Mäuler und Augen weit auf Aber sie dächten mir blind und stumm.

Verdrossen wandte ich die Augen weg. Doch da glaubte ich den Laut einer menschlichen Stimme zu hören. Ich saß beklommen, wagte noch nicht aufzuschauen. Die Stimme sprach weiter, sprach zu mir. Anfangs in einer fremden Sprache, zuweilen verlöschend, manchmal von regellosem Geschrei durchbrochen. Dann aber klang es mir plötzlich vertraut. Verschwand wieder, kam näher, wurde inniger und dauernder. Ich schlug die Augen langsam wieder auf.

Ich saß nicht mehr hinten, in trauriger Dämmerhöhle. Noch wölbte es sich über mir. Nicht floß hernieder und perlte auf mich herab. Und um mich herum sah ich festlich erregte Menschen.

Auch die Scene hatte sich verwandelt. Neue Schauspieler waren hervorgetreten, waren menschlich kostümiert und bewegten sich menschlich untereinander. Eine tiefe seltzame Erregung besaß sie alle, die sie mühsam zu beherrschten suchten. Aber sie brach immer wieder hervor. Auch in mir fühlte ich sie beben, diese drängende Erregung. Ich fühlte, wie sie hinübersprang von mir zu den Schauspielern und von den Schauspielern zu mir. Ich verstand jetzt das leiseste Augenzucken und die ungeborenen Laute. Mir war, als spräche ich selbst manchmal durch den Mund dieser Leute. Und immer weiter rückte ich vor. Schon saß ich in der ersten Reihe des Parketts.

Ich fühlte feindselige Blicke, die rings aus den Logen auf mich gerichtet waren. Meine Andacht konnte das nicht stören. Hinter mir im Rücken fauchte ein Mann. Der hatte sich auf den Rand meines Stuhles gelehnt und glockte mir unverschämte über die Schulter. Gleichzeitig spürte ich in der Seite den Stoß eines Ellbogens, und ein Fuß suchte den meinen, um daraufzutreten. Ich biß mir auf die Lippen und blieb unbeweglich sitzen.

Immer stärker fühlte ich, wie es von der Bühne her mir winkte. Die Handlung flog in bewegungsvollen Rhythmen. Die Sprache schwall an zu Gesang. Plötzlich brach ein leuchtender Jubel aus. Da fühlte ich die quetschende Enge um mich als ein Unerträgliches. Und wie sich der lodende Wirbel nach mir hinbeugte, da überließ ich mich ihm, fühlte mich emporgehoben auf die magischen Bretter und schlang mich selig umher mit meinen Brüdern.

War das ein Schauspiel? oder war es das Leben? Gab es Leute, die nach uns blickten? Wir sahen sie nicht. Sie waren für uns versunken in einen lichtlosen Abgrund. Wir spürten nur uns selber — den Takt unseres Blutes in unseren Adern und das Wehen des Raufsches über unseren Häuptern. Die Luft hing voller Töne. Farben flogen durch das Licht und verschwanden nehmlich im Schatten. Und die Sonnen des Weltalls rollten dahin, in majestätischem Schweigen.

Immer hastiger schlangen sich unsere Hände durcheinander, Frauenhände und Manneshände. Die Bewegungen wurden hebriger, wirblicher. In den Blättern lauerte schon der Herbst, und unsere Wieße schwamm als ein losgerissenes Eiland auf unwirtlichem Meere. Unbeweglich lag die Sonne, in weißem, gleichmäßigem Brüten. Aber schwarze Kraniche zogen an ihrer Scheibe vorüber.

Ein Funke sprang in uns auf. Wir blickten uns bedeutungsvoller in die Augen. Wir suchten unter dem Gewande nach dem Schwert. Wir zogen den Gurt fester um den Leib. Und wir schielten nach den Häuptern unserer Brüder, ob die Rosen in ihrem Haar nicht etwa welken wollten.

Bleich schleicht die Dämmerung heran. Da wachsen Fackeln in unseren Händen, und wir schwingen ihre leidenschaftliche Glut mit wildem Kreisen durch die Nacht. Ein Lachen geht durch unsere Reihen, ein trunkenes rasendes irres Lachen. Unsere Leiber biegen sich in münadischer Verzücktheit. Kränze und Kleider werden niedergetreten. Da jauchzt in freulem Schwung eine Feuerfackel durch die Luft...

Und sofort steht der ganze Hain in Flammen. Die Coulißen alle brennen. Die Coulißen? So war es denn doch — ein Theaterstück, das gespielt wurde? Und das Stück neigt sich seinem Ende zu? Comœdia finita?

— Mich dünkt, ich habe Zuschauer und Schauspieler nachhaufe gehen gesehen. Sie sahen alle sehr müde aus. Die meisten waren wohl enttäuscht, manche sogar sehr...

Vielleicht denken Einige schon an ein neues Stück, das einmal aufgeführt werden soll. Aber das alte ist ja kaum erst zu Ende gespielt!

* Der Statistiker Engels rechnet für Sachsen 62 Procent des Einkommens der Arbeiterfamilie auf Nahrung; auf Wohnung allerdings nur 12 Procent, aber die ist dann auch gewöhnlich danach.

Es hat sich selbst zu Tode gerast und ist dann vom Alltag behaglich verschlungen worden.

Zu dem neuen Stück aber — wird man dazu den Muth und die Jugend haben?

Doch ich muß europäisch zu euch reden.

Und ich muß euch die Schauspieler und die Marionetten, die Costüme und die Drähte, die Coullissen und die Regisseurs, den Souffleur und den Schminier, den Finanzmann und den Cassierer, und ich muß euch das wohlblühende Publicum in Tagesbeachtlichkeit zeigen.

Das Drama war lang oder kurz, wie man's nehmen will. Es umfaßt drei Acte und spielte etwa zehn Jahre lang, vielleicht auch zwölf. Der Schauplatz ist Berlin, und das Thema die Gründung einer neuen deutschen Literatur.

Soviel zur Vorbemerkung. Und nun:

Actus Eins oder: Die Weissagungen der Propheten.

Indem ich von Propheten rede, muß ich anachronistisch bemerken, daß das auserwählte Volk sich noch durchaus in der Wüste befindet. Es wartet nicht bloß auf den Messias — als solcher geberdet sich fast jeder Prophet — es wartet vor allem auf das gelobte Land, darin die Sonne scheint, welche Früchte reift.

— Kings im Auslande konnte man es hören, überall, wohin man kam: „Der deutsche Geist ist todt! Bismarck hat ihn getödtet!“

Und dasheim? Knirschte man mit den Zähnen. Aber man dachte nicht viel anders. Die Gründung des Deutschen Reiches hat uns den deutschen Geist gekostet: nicht als klare Erkenntnis, doch als dumpfe Ahnung preßte es Vielen die Brust. Aber es sprach es Keiner aus. Bei einem einzigen Deutschen nur konnte man es lesen, zwischen den Zeilen und in den Zeilen und über den Zeilen: bei Friedrich Nietzsche. Doch der wurde damals noch nicht gehört.

Das Deutsche Reich und der deutsche Geist, waren sie denn so sehr Antipoden? Hatte der Geist nicht das Reich beschworen und ins Leben gemeldet? Und jetzt sollten sie neben einander nicht mehr existieren können? Nur gegen einander sollten sie sich entfalten müssen?

Das war eine Bitterkeit, und sie steckte als böser Zweifel jedem furchtlosen Deutschen ins Blut. Das Reich hatte nicht verstanden, den Geist zu entfesseln. Es hatte ihn sich dienstbar machen wollen. Aber konnte er denn Fürstendienen sein?

Nun, er wurde Fürstendienere, das ist gar nicht zu bezweifeln. Seine einzige Entschuldigung ist nur, daß der Fürst, dem er diente, eine dämonische Erdkraft war, die alles in Bann und Bande schlug. Eine Betäubung gieng von ihm aus, die sich auf das ganze Land erstreckte, ein patriotischer Taumel, der das Denken verbot und Begeisterung forderte, bedingungslose Begeisterung für das Deutsche Reich...

Das Deutsche Reich und — das deutsche Volk: da war abermals ein Gegensatz, zunächst klein und unbeachtet, aber er wuchs sich gefahrrohend aus. Auch das deutsche Volk fand mehr und mehr, daß es beim Reich nicht voll auf seine Kosten gekommen war, zunächst das untere Volk, das sogenannte Proletariat. Es murrte und begehrte auf und wählte die Socialisten als seine Führer. Da wurde es gleich dem deutschen Geist in Fesseln geschlagen. Doch das war verhängnisvoll. Als Gefesselte fanden sie sich, der Geist und das Volk...

Das Wenige, was vom deutschen Geist noch übrig geblieben und nicht in den Fürstendienst gegangen war, vermählte sich jetzt dem Volke und seinem Führer, dem Socialismus. Ein Adler nur schwebte einsam: abermals Friedrich Nietzsche.

In Berlin aber, als in der Hauptstadt des Reiches, wurde der Bund zwischen Begabung und Socialdemokratie perfect. Beide fühlten den gleichen Druck und waren von der gleichen revolutionären Gesinnung erfüllt. Sie waren aber nicht bloß äußerlich zusammengebracht, sie waren innerlich verwaachsen. Es war der Geist des Volkes selbst, der nach Licht, Farbe, Freiheit schrie.

Berlin, als der rasch aufschießende Koloss, hatte damals und hat auch heute noch ein ungeheures Gefühl seiner Kraft. Das theilte sich gleichsam jedem Einzelnen seiner Bewohner mit. Wer Berliner Boden betrat, der sah alsbald einen Ring von Möglichkeiten um sich herumkreisen, aus dem die Zukunft wetterleuchtete. Aus den Linsten herab schien ihm ein Zuruf zu kommen, daß er aufgeben sei zu großen Thaten. Allüberall liegt das Eisen bereit und wartet nur darauf, von Dir geschmiedet zu werden. Jeder Tag bringt neue Aufregungen und neue Zerstörungen. Ein kräftiger Stoß nur — und was alt und morisch ist, wird zu Staub in sich zusammensinken!

Das waren ja nur vage Hoffnungen, vage Verheißungen. Aber es wohnte doch die Kraft in ihnen, des Menschen Kraft aus sich herauszutreiben. Stets noch mußte das Große, das kommen sollte, zunächst in den Köpfen der Propheten leben. Geriet es dann als feinträchtiger Samen in den Brutherd tiefempfundener Volknoth, dann quoll aus ihm eine zügellose jugendliche Kraft.

So war es in Berlin. Der schwärmende Größenwahn jungjünger Poeten empfing eine Art von Rechtfertigung durch den unermeßlichen Hintergrund der vom Socialismus aufgewühlten Volksmassen. Er hatte

seine Visionen gleichsam von dort empfangen und sprach sie nun bloß in seiner künstlerisch umgemodelten Sprache. Auch konnte er ja nie vergessen, daß hinter der Vision eine graue und eiserne Wirklichkeit lag, eine Wirklichkeit, die ihn selbst mit zähen Banden unklammert hielt. Denn, wer waren jene jungen Poeten? Waren sie nicht selbst Kinder des Volkes, von der Noth gefängt und großgezogen vom Mangel? Gehörten sie nicht zum sogenannten Studentenproletariat und waren dadurch mit dem Arbeiterproletariat unlöslich vermischt und verschwifert? Wahrhaftig, sie brauchten keine Welterschmerz-Poeten zu sein. Die „Welt“ that ihnen nicht weh; die war ja ihr Glaube und ihre Lust! Aber daß man ihnen die Welt versperren wollte, daß man sie ihnen verseteln wollte, das weckte ihren Zorn und ihren Ingrimm. Und darum tobten sie als Bilderfärmer wider die „Gesellschaft“ und lachten dem „Philister“ mit herausforderndem Hohn ins Gesicht.

Das hatte sich lange in der Stille vorbereitet. Da flog im Jahre 1886 die erste Kaskete. Es war Arno Holzens „Buch der Zeit“, die „Lieder eines Modernen“. Es erschien außerhalb der deutschen Grenzen, in Zürich, im Verlagsmagazin von J. Schabelitz, das auch sonst von den jungen Dichterevolutionären gerne aufgeführt wurde. Aber was aus ihm redete, das war der Geist der Berliner Socialdemokratie, die damit zum erstenmal in die Kunst einzog. Merkwürdigerweise gelang es nicht, das Buch tobzuschweigen. Aus seinen Versen sprühte ein Wig, der zum Citieren zwang. Alsbald war Arno Holz so bekannt, daß der „Kladderadatsch“ glaubte, ihn unter dem Rosenamen „Arno von der Plante“ verspotten zu müssen. Natürlich machte ihn dies noch berühmter.

Damit war das Unheil geschehen. Die Existenz einer kommenden socialrevolutionären jungdeutschen Literatur war nicht mehr abzuleugnen. Man bemerkte jetzt, gleichsam nachträglich, daß sie auch vorher schon einige Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Da waren zwei erprobte Kämpfer, die auch bis heute noch wetterfest geblieben sind, weingleich vom Sturm ein wenig mitgenommen: die Gebrüder Hart, Heinrich und Julius. Die hatten in den Jahren 1882—84 „Kritische Waffengänge“ veranstaltet — darunter befand sich auch ein offener Brief an den Fürsten Bismarck, der natürlich vor taube Ohren kam. Die Harts bildeten alsbald den gefälligen Mittelpunkt für alles, was in Berlin literatur-unfürsorglich geflümt war. Sie waren etwas älter als der Durchschnitt der übrigen, an quellendem Enthusiasmus aber standen sie auch hinter den Jüngsten nicht zurück. Sehr fein war der Ton in diesen Dichterszusammenkünften kaum. Die Socialdemokratie bildete eben auch gesellschaftlich das Vorbild. Und an einer gewissen idealen Vermengung von Wein und Dein fehlte es gleichfalls nicht, nicht einmal in der Liebe.

Da tauchten nun gar manche verwogene Gesellen auf, oft von einer etwas bedenklichen Genialität. Andere schmiegteten sich an, der stillen Hoffnung voll, daß man sie nach und nach großpöppeln möge. Aber auch wirkliche Begabungen stellten sich ein und immer mehr ein, die ihren Weg sicher vor sich sahen, zunächst aber einen ideellen Zusammenhalt suchten, um sich in freier anregender Kameradschaftlichkeit für den Tag der großen gemeinsamen Action bereit zu halten. Sie alle wurden von den Harts mit gleicher Brüderlichkeit und Weitzerzigigkeit aufgenommen und wenn die Mitternachtsstunde schlug, dann waren alle Unterschiede verwischt, dann war jeder ein Genie, dann stand ein neuer Dichter- und Völkerfrühling unmittelbar vor der Thür, dann küßte ich dein Mädchen und du mein Mädchen und dann galt männiglich für einen muffigen Duckmäuser, der den anderen noch mit „Sie“ anredete.

Da waren Leute wie Karl Hendell und Otto Erich Hartleben, wie Wilhelm Arant und Hermann Conrad, lauter junge Lyriker. Da war auch ein preussischer Regierungsassessor namens Ernst von Wildenbruch — doch der schied bald aus, er wurde zu berühmt und stand auch gespannt mit der Socialdemokratie. Dafür war denn Arno Holz da, und ein Freund von Holz, der sich wenig bemerkbar machte, Gerhart Hauptmann. Der fidele Ernst von Holzogen fehlte nicht in der Runde, so wenig wie der unruhige Max Halbe und der beobachtende Max Dreyer. Als pädagogischer Beirath tafelte Cäjar Flaisschen, als lustiger Rath und schwärmender Kaufapostel Paul Scheerbart. Etwas später tauchte auf, damals noch nicht hohepriesterlich verumummt, Richard Dörmel. Als nächste Intime aber jungierten zwei: der phantastisch-rhetorische Naturwissenschaftler Wilhelm Bölsche, eben der Ebers-Schule entwachsen und jetzt besigniert zum großen deutschen Romancier (genre Bala), und der Populärphilosoph und lyrisierende Socialpolitiker Bruno Wille, von dem man mit voller Bestimmtheit eine der neuen Geistesrichtung angepasste Ummodellung der Socialdemokratie erwartete. Einige dieser jungen Poeten hatten auch bereits ein gemeinsames Gedichtbuch herausgegeben, das unter dem Titel „Moderne Dichtercharaktere“ 1884 erschien und 1886 als „Jungdeutschland“ neu aufgelegt wurde.

Natürlicherweise fehlte auch nicht ein Gegenpapst und einige aus dem Hart-Kreise opfereten auch bei diesem. Es war Karl Heibtreu, damals Herausgeber der „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ und somit eine zu beachtende öffentliche Macht. Dieser hatte, kraft seiner angemessenen päpstlichen Gewalt, einen seiner Getreuen bereits zum deutschen Literatur-Kaiser gekrönt. Das

war Max Kreger, ein weiterer deutscher Zola, der damals in seinen ziemlich lebensgetreuen „Berliner“ Romanen mit leblichem Talent Schläpfrigkeiten mit sozialdemokratischer Gemüthlichkeit machte, durch die spätere Literaturrevolution indes mit fortgeschwemmt wurde. Auch seine Großfigelbewahrer und Anführer der Schweizergardien hatten keine päpstliche Heiligkeit: Conrad Alberti, Verfasser einiger allzu „realistischer“ Novellen, später als Schluder-Romancier und journalistischer Vielschreiber ganz im großen Schwarm versunken.

Wolff selbst hatte unbedingt etwas vom homerischen Helden an sich, freilich von der Art wie Shakespeare sie sah, in „Troilus und Cressida“. Er schien der Ansicht zu sein, daß man die neue Literatur dem deutschen Publicum durch eine Art Schreckensregiment aufzwingen könne, ja müsse. So bramarbasierte er in fürchterlichster Weise darauf los, verwüstete und verwirtschaftete sein schönes Talent. Sein ganzes Auftreten war von lächerlicher Gespreiztheit. Er hatte eine Art Tyrannenblick mit zusammengezogenen Augenbrauen, und Conrad Alberti, wenn er ausgereiften Schreies durch das Kaffeehaus gieng, machte ihn das nach. Im Frühjahr 1888 wurde Wolff „gestürzt“, und das „Magazin“ gieng in andere Hände über.

Unter seinen Mitarbeitern verdient einer hervorgehoben zu werden, Hermann Conradi, der am 8. März 1890, siebenundzwanzigjährig, verstorben ist. Er hat gewisse dem Geist seiner Epoche durch gelegentliche Wüstheiten Tribut entrichtet, und sein Roman „Adam Mensch“ bietet wohl das Meiste an geschmacklosen Selbstdurchwühlungen. Aber in manchen seiner Gedichte und einzelnen seiner Aufsätze überrascht er durch eine Reife und Reinheit des Tones, durch eine rhythmische Vollendung, durch Abgeklärtheit des Gedankens und Zartheit der Empfindung, wie sie in jener wilden Cohorte sonst nicht zu finden waren. Durch trübten, schwelenden Dunst hindurch erhaschte er ein Blickesleuchten der ewigen Schönheit. Davon sind seine Worte wie mit geheimen Glüdeschauer durchsiegelt. Und er hatte sein Ohr am Herzen der Sprache. Er wußte deutsch zu schreiben. Das sei ihm unvergessen.

Gleichfalls unter den Todten ruht Heinrich von Stein. Der starb schon im Sommer Siebenundachtzig. Er war Privatdocent der Philosophie an der Berliner Universität und ehemals Hauslehrer in Villa Wahnfried. Richard Wagner liebte ihn als seinen Jünger Johannes und Nietzsche zeigte sich von der Reinheit seines Wesens aufs tiefste erschüttert. Heute scheint sich keiner mehr seiner zu erinnern. Freilich schritt er völlig abseits. Eines Tages aber wird man ihn ausgraben, und dann wird man entdecken, daß er die sociale Noth der Zeit mit einer feilschen Tiefe wie kein Zweiter verstand und daß er aus der Geschichte christlicher Heiliger dafür Symbole schuf von kristallener ewiger Wahrheit.

Neben diesen wenigen stillen Könnern und den tumultuarisch andrängenden Jugendelementen lebte nun eine Literatur, die thatächlich nicht mehr lebte. Was konnte sie noch erzeugen? Sie war erflarrt zu maskenhafter Leere. Diese Lindau, Blumenthal, Arronge, die die Bühne beherrschten, Lubliner nicht zu vergessen, sie waren niemals im Herzen echte Dichter gewesen, sie hatten niemals der Kunst dienen wollen. Im Roman sah es nicht viel besser aus, und daß es eine deutsche Lyrik gab, gehörte fast zu den Aummennmärchen. Das schlimmste aber war, daß eine theils im Alter verknöcherte, theils durch eigenmächtige Interessen mißleitete Kritik sich jeder frischen Fortentwicklung entgegenstemmte. Es gab zwar eine Opposition. Aber diese Brahm und Schlenker waren junge Leute. Der Alt-Berliner, überhaupt der „Gebildete“ schwor auf seinen Karl Frenzel.

Dabei nun das nagende Gefühl, daß da draußen, im Ausland, längst eine Literatur, die dem modernen Leben diene, Wurzel schlug und Blüten trieb. Zola und Daudet, Dostojewski und Tolstoi, Björnson und Ibsen — die jungberlinerischen Poeten waren wie gebendet von dem Glanz solcher Namen. Sie wurden förmlich zerknirscht, wenn sie daneben an das Elend der deutschen Literatur dachten.

Am suggestivsten wirkte in seiner Totalität Zola. Er vertrat die neue Kunst an programmatischsten. Dazu gewann er besonders die Herzen durch den Künstlerroman „Le roman expérimental“. Da sah man sich selbst wie im Spiegel. Man sah die Nähe des Unterganges. Man sah die Nothwendigkeit eines baldigen Umschwunges.

Dann aber „Raskolnikow“! Dieser eine Roman that mehr als die ganze übrige Literatur durch seine innerlich tiefbohrende Wirkung. Im Fieber muß dieses Buch gezeugt worden sein, im Fieber wurde es gelesen. Alle Nerven zitterten, man war seiner selbst nicht mächtig, Thränen stürzten in die Augen. Das heilige Deutschland und das heilige Rusland! Ja, man fühlte so ungemein tief mit diesen Menschen!

Wie sie zuerst so kühl wirkten, die Russen, so erwäckernd mit ihrer seelenzergliedernden Skepsis! Man wurde kurzig, mitten in seinem Rausch, sah Fragen auf Fragen. Diese verrückte Fähigkeit, von den geheimsten und ehrbarsten Seelenregungen den Schleier wegzuziehen; unter allen Handlungen und Entschlüssen der Menschen, zumal aber unter ihren Worten, den Gran von Lächerlichkeit hervorzuholen! Aber mitten in dieser Erstarrtheit, durch sie hindurchschlagend, eine unterirdische Glut chaotisch-mythischer Leidenschaften! Das Thier, der Gott, in wider Schönheit zusammengewachsen! Und über unendliche Steppen rauchende Nebel gelagert, hinter denen es unheimlich bligte und leise

klirrte, wie von drohenden Naturereignissen und schleichenden Heereszügen.

Im Hintergrunde aber lauerte eine Sphinx. Diese Sphinx hatte ihre Augen fest auf uns gerichtet. Etwas Magnetisches lag in diesen Augen, obwohl sie hinter einer großen Brille funkelten. So wurden wir langsam zu Ibsen hinübergezogen.

Er hatte seine treuen Gefolgsmannen in Berlin, tapfere und jähre Kerle, die schon genannten Schlenker und Brahm. Durch einen Dänen, der merkwürdigerweise Professor an der Berliner Universität war, den grundgescheiten, dann früh untergegangenen Julius Hoffory waren sie für die Ibsen-Propaganda gewonnen worden. Diese Propaganda war darum besonders ansichtslos, weil sie ans Theater anknapfte. Im Jänner 1887 gelang es, die Gespenster in einer Matinee im Residenz-Theater zur Aufführung zu bringen. Seitdem wurde der Fremde, der Berlin betrat, schon fast am Bahnhof mit der Frage empfangen: „Sind sie Ibsenianer?“

Indes, Ibsen hatte in Berlin selbst einen gewichtigen Concurrenten, der nicht zu unterschätzen war. Er konnte ihm zwar nicht geistig die Spitze bieten, aber an jugendmuthigen dichterischen Temperament und blindem Selbstglauben stellte er seinen Mann, und im Theater war er vollständig zuhause. Dazu bot er noch das besonders Gefährliche eines begeisterten Hofenzollernwahnes. Es war Ernst von Wildenbruch. Die Massen hiengen ihm fest an. Das Unkünstlerische an dem Manne störte sie nicht. Sie wollten betört und betäubt werden und das hatten sie bei Wildenbruch. Im November 1888 hatte er mit den „Dauibow“ seinen rauschendsten und verdientesten Erfolg. Auch ein Theil der „Jüngsten“ gieng da mit, weil sie die volkstümliche Urmöglichkeit schätzten, die aus dem Werke wehte.

Aber stillestehen konnte man dabei nicht. Im Gegentheil, die Nothwendigkeit einer Action wurde um soviel fühlbarer. So verbanden sich denn die kritischen Vorkämpfer Ibsens, an der Spitze Otto Brahm, mit den Führern der jungdeutschen Production, den Gebrüder Hart, und beschloffen im Sommer 1889 die Gründung der „Freien Bühne“.

Melchior Lechter.

Seit geraumer Zeit hörte man von jungen Künstlern den Namen Melchior Lechter nennen. Sie sprachen ihn anders als irgend einen sonst: leise kam er von ihren andächtigen Lippen wie eine geheimnisvolle Verheißung; und in ihren Augen sah man etwas wie den Abglanz eines unsagbar schönen Traumes. Seit den wenigen Tagen, da wir sein Werk sehen durften, sprechen ihn Hunderte so nach. Und wer sich an der fremden und einzigen Schönheit dieser Visionen besaucht, wenn diese stille und große Seele zur Seele gesprochen, der zittert vor dem Tage, wo der profane Haufen diesen Namen mit demselben brutalen Tonfall aussprechen wird, wie den irgend eines Modegögen.

Melchior Lechter ist als Maler kein Anfänger, wie man in unseren Tagen, wo mit den ersten Versuchen schon gierig die Jungen in die Öffentlichkeit sich drängen, von einem erwarten muß, der zum erstenmal ausstellt. Als reifer Meister stellt er sich neben die Ersten: von seinem jahrelangen Ringen und Streben, von all' den Studien und Versuchen, die vorausgegangen sein müssen, bevor er so zu schaffen vermochte, legt nicht ein einziges Blatt Zeugnis ab, seine Werbezeit hat er einsam in der Werkstatt durchlebt. Aber so wunderbar diese Meisterschaft ist: was mehr fesselt, was diesen Werken ihnen unvergleichlichen Zauber gibt, das ist die Seele, die sie geträumt.

Man kann vielleicht sagen, daß alle die Gestalten, die wir auf seinen Bildern sehen, nichts Anderes sind als Verkörperungen dieser Seele. So erklärt sich gleich, daß das Körperliche, das Fleisch in ihnen fast keine Wichtigkeit hat, sie könnten nicht auf unserer Erde wandeln. Man muß an die Heiligen der mittelalterlichen kirchlichen Kunst denken, die auch die frommen Meister aller greifbaren Menschlichkeit entkleiden, um die mystische Himmelssehnsucht recht zu bezeichnen. Mit dieser christlichen Kunst hängt Melchior Lechter, der im alten Münster unter ihren Werken seine Jugend verlebte hat, eng zusammen. Es ist kein Zufall, daß er zuerst Glaswaler wurde, daß er noch jetzt in dieser Technik sich am reinsten ausdrückt: wie für jene, so macht für ihn der visionäre Charakter, das Immaterielle das Glasbild zum passendsten Ausdrucksmittel für das Ueber Sinnliche, das er zeigen will. Nur daß seine Seele nicht nach dem ewigen „Quell des Heils“, wie die jener Christen, sondern daß sie nach Parathusiras „tiefen klingenden Trostbrunnen“ dürstet. Den Gegensatz zur Welt des Seins haben sie gemeinsam.

Da ihm der Himmel der Christgläubigen verschlossen ist, hat er seine eigene Welt sich geschaffen jenseits der wirklichen. Dort lebt seine Seele, schaut in sehnsüchtigem Traum nach den weißen Wolken, ruht in stiller Ernüchterung am schwarzen Wasser, blickt zum Tode traurig über lila Blumenfelder ins Breite, zieht gierig den Duft aus „Traumblumen“, die vom Strauche niden auf gelbem Rafen, auf die die Bäume grüne Schatten malen, wandelt unter eines Engels Hut an dunklem Gewässer, neben dem zum gelben Himmel wie ein riesiger Baum die blaue Blume hinaufragt. Vielleicht ist der „Orpheus“ ein

Selbstbildnis des Künstlers. Ich brauche wohl nicht zu fürchten, daß man nach dem Gesagten das Wort falsch und trivial auslegt. Der göttliche Säger, aus dessen bleichem Gesicht ekstatische Augen glühen, schreitet durch den Wald; die bleichen, fleischlosen Hände schlagen die Laute. Er schreitet über schwarze sammtblättrige Blumen, aus deren Kelchen goldene Staubfäden blühen: durch silberne Stämme leuchtet violett der Himmel.

Daß er als Säger sich dargestellt, würde die Erklärung eher befähigen als widerlegen. Er hätte nicht nöthig gehabt, unter einzelne seiner Bilder Motive aus Wagner und Chopin zu schreiben: der musikalische Charakter seiner Kunst ist unverkennbar, seine Bilder klingen. Es ist sogar unzweifelhaft, daß die neuen Harmonien dieser Meister, mit denen sie ihre tiefsten Wirkungen erreicht haben, ihn beeinflusst haben, Aehnliches in der eigenen Kunst zu wagen. Er mischt Farben, die unfer Welt nicht hat, zu nie geschauten Accorden. Nur wer ganz von Musik erfüllt ist, nur dessen Empfinden von musikalischen Anschauungen angeht, konnte mit Erfolg wagen, die Freiheit der tönenden Kunst von natürlichen Grundlagen auch für die bildende in Anspruch zu nehmen. Theoretisch hab' ich oft, mit vielen Anderen, mißglückten Versuchen gegenüber die Möglichkeit solcher Uebertragung fremder Principien bestritten; vor der That eines Venies aber, die unmittelbar wirkt, muß jede solche Einrede verstummen. Das Dogma ist von ihm über den Haufen geworfen. Aber, das möchte ich doch hinzusetzen: jeder kann es nur für sich, nicht aber für alle überwinden.

Eine neue Welt, überzeugend und unangreifbar, mit dem vollen Eindruck einer Wirklichkeit hinzustellen, ist die höchste Aufgabe, die die Kunst, ist eine Aufgabe, die nur die höchste Kunst lösen kann. Bödlins Beispiel beweist, daß ein Künstler vermag, nur durch Hineinschauen in die Natur die Mittel für diese Aufgabe zu erwerben. Freilich lag für ihn die Sache insofern einfacher, als er die Farben der Wirklichkeit nur erhöht, nicht verändert. Lechter zeigt in seinen zehn Frühlingseindrücken, wie er sich mit der Nachahmung der Natur abzufinden weiß. Ob er durch solche Studien das tiefe Naturgefühl, das zur Menschsempfindung im Weltstreit mit der Natur gehört, erworben hat, darauf gibt die Ausstellung im Salon Gurkitt keine Antwort.

Man würde dem Maler Lechter nicht gerecht werden, wenn man nicht noch von zwei Dingen spräche: vom Decorativen und vom rein Technischen seiner Bilder. Das Decorative ist für ihn nicht äußerliche Zuthat, sondern bildet ein integrierendes Element seines Schaffens. Auch diesen Zug erkläre ich mir dadurch, daß er von der Glasmalerei herkommt, für die er nicht nur Entwürfe zeichnet, sondern die er technisch selbst herstellt. Da darf es keine leeren Stellen geben: alles, auch eine Inschrift, muß in ganzen ausgehen. Es ist schwer, davon einen Begriff zu vermitteln: wäre es zu beschreiben, so wäre es auch zu lernen; das ist's aber nicht. So kann man nur sagen, daß noch der Name, mit dem er ein Bild zeichnet, in Form und Farbe mit zum Werke gehört, daß noch der Strich, die Letter Leben hat. Seine Farben haben eine wunderbare Transparenz. So dick er sie aufträgt, sie leuchten und glühen. Wie alle ersten Künstler, ist er im rein handwerklichen Sinne auch ein großer Malermeister.

Das Schönste für mich ist unter seinen Werken ein Glasfenster über das Sehnachtsmotto aus Tristan und Isolde. Man darf es mit einem gewissen Stolz denen draußen verkünden, daß diese Fenster, Kunstwerke im höchsten Sinne, für ein Berliner Zinshaus bestellt sind, bestellt waren, bevor Lechter berüchtigt war. Auf dem linken Flügel ist eine männliche Figur gebildet mit sehnend gestreckten Armen. Er steht zwischen phantastischen Blumen, die von hellem bis zu fast schwarzem Violett abgestimmt, aus grünem Rasen sprossen. In ähnlicher Haltung wie der Mann steht auf dem rechten Flügel ein Weib. Ihre rothen Haare flattern in freien Strähnen. In Nuancen von feurigem Roth glühen die Blumen. Ueber den Boden beider Flügel windet sich eine schillernde Schlange. Der Himmel strahlt in süßem Heliotrop. „Mich sehnend und sterben, sterben und mich sehnend.“ Aus allen Farben weint und jauchzt diese leidenschaftliche Sehnacht. Wenn man aus dem Dunkel heraus mit saugenden Blicken auf dieses Bild zuschreitet, so ist es, als gienge man aus der Welt hinaus: man hört seraphische Klänge, Sphärenharmonien.

Die Welt, in die uns seine Bilder führen, habe ich oben geschildert. Ich könnte in der Beschreibung der einzelnen nicht mehr sagen. Der literarische Inhalt ist zu gering; könnte man sie besser erzählen, sie wären nicht das, was sie sind: Träume und Klänge.

Es ist seltsam zu sagen, daß Melchior Lechter, so weit man bei ihm von Schule reden kann, ein Schüler Anton von Werners ist. Ich will nicht behaupten, daß er etwas von ihm gelernt hat, aber daß die Schule seine Kunst nicht gehemmt hat, ist für den viel angegriffenen Akademiedirector schon ein Ruhmestitel. Auch daß Lechter seine ganze entscheidende Zeit in Berlin verlebt hat, ist lehrreich. Man sieht, wie falsch es ist, zu glauben, daß die Stadt etwas gibt oder nimmt.

So habe ich von Melchior Lechter gesagt, was mir sein Werk offenbarte, habe mir ein großes Erlebnis von der Seele geredet. Was er künftig geben wird, niemand weiß es; was er gegeben hat, ist einzig und wird dauern. Der moderne Symbolismus, mit dem es viele spreizenden Talente vergeblich versuchten, hat in ihm, dem er der

notwendige, allein mögliche Ausdruck für sein Eigenstes ist, den lang ersehnten, kaum erhofften Meister gefunden. Dies Ereignis hat einen Platz in der Geschichte, in der Weltgeschichte der Kunst.

Berlin.

Fritz Stahl.

Die Kleinen.

Bei Neclam*) ist jetzt ein Bündchen erschienen, die Briefe enthaltend, die der jüngere Heinrich Voss in seiner Weimarer Zeit an Freunde geschrieben hat. Ueber seinen Verkehr mit Goethe und Schiller spricht er sich in einer herzlichen, ein bißchen geschwätigen, manchmal recht einfältigen Art und nicht ohne eine wunderliche Gravität aus. Den Zauber ihres gewaltigen und reinen Wesens lassen gerade diese Schilderungen eines Pedanten mit unbeschreiblicher Macht vernehmen. Wir dürfen ihrem milden Walten zusehen, wie es täglich war. Wir sehen Goethe, wenn er lustig ist, noch eine besondere Flasche holen und der Nachbarin ein Rüsschen entwenden; oder er liegt in seinem weißen, über der linken Schulter ein klein wenig zerfissenen Nachtsäckchen auf seinem Zimmer und liest mit seiner großen weichen Stimme vor. Wir sehen Schiller auf der Maskerade mit Studenten zechen, bis der graue Morgen kommt und der „unendlich theuere Herr Hofrath“ einen bedeutlichen Spitz hat; oder er kriecht auf dem Boden mit seinem Raaben, dem kleinen Karl herum und sie spielen Löwe und Hund. In dieser Art, sich der Minute hinzugeben, wird erst ihre ganze Größe offenbar und wir fühlen, daß es das Höchste ist, aus seinen Berückungen und Ekstasen einen Schimmer in die tägliche Erfindung zu bringen. Momente der Erleuchtung mag jeder einmal haben; aber nur, wer die Kraft hat, ihre Geschenke zu bewahren und mit sich durch das Leben zu tragen, ist groß.

Der gute Heinrich Voss hat Goethe schon als Knabe gesehen, als Student ist er in Jena gewesen, seit 1804 wurde er Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu Weimar. Besondere Gaben hatte er wohl nicht. Diese braven Leute, die wir bei Goethe finden, sind alle mehr durch ihren guten Willen als durch irgend eine Kraft bemerkenswert. Wir wundern uns eigentlich, daß Goethe in ihrer Nähe nicht manchmal ungeduldig geworden ist; aber er hatte die Maxime, „jeden Menschen in seiner Haut zu lassen“. Mit einer unbegreiflichen Güte sehen wir ihn sich zu diesen mühsamen und unwerthigen Menschen aufs lieblichste neigen; es ist rührend und doch nicht ohne leisen Verbrüß wird man denken, wie viele Stunden seines theueren Lebens der Große an die Kleinen hingegeben hat. Warum hat er das gethan?

Wir wollen den Fall Pleßing betrachten. Man erinnert sich, wie er ihn in der Campagne erzählt. Er bekommt eines Tages, von Wernigerode dattiert, Pleßing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft zugesendet, in dem ein problematischer Jüngling sich abquält und bei guten Anlagen und den besten Absichten doch zu keiner inneren sittlichen Berufung gelangen kann. Der frische und herzliche Ton weckt seinen Mitleid, wenn er sich auch manchen bedenklichen, ja unangenehmen Zug nicht verhehlen kann. „Da ward mir denn nach jenem Zeitstun der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu beschreiben, hielt ich nicht für rathlich. Ich hatte mir unter bekannten Umständen schon eine Zahl von jungen Männern aufgebüdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reinen höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem ihrigen verharrend sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittlung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzeren, aber auch lebhafteren, festigeren Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor. Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter giengen mir so wenig wie die ersten zu Herzen, aber die herrliche Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Gewissensnöthen beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.“ Man liest nun, wie er bald die Gelegenheit wahrnimmt, als eine Jagdpartie auf wilde Schweine unternommen wird, sich von der Gesellschaft zu trennen und auf der anderen Seite allein durch den Harz nach Wernigerode zu reiten, wo es ihm denn nicht schwer wird, seinen Herrn Pleßing als den Sohn des Superintendenten zu finden, für seinen Fleiß im Städtchen geschätzt, aber wegen seiner finsternen Laune und eines unfreundlichen Betragens getadelt. Goethe gibt sich nicht zu erkennen, sondern stellt sich als Maler vor und will nun in dieser Rolle das Leben des aufgeregten Jünglings beschwichtigen und heilen. Er rath ihm, sich aus einem schmerzlichen, selbstqualerischen, düsternen Seelenzustand durch Naturbeobachtung und herrliche Theilnahme an der äußeren Welt zu retten. Aber diese Hilfe weist Pleßing ab, alle „probenwürdigen Wendungen“ sind umsonst. Die beiden Männer scheiden friedlich und schicklich, doch ist Goethe entschlossen, den Jüngling nicht wieder zu sehen und kann auch später, als dieser nach Weimar kommt, „sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und inniger Verbindung nicht erwidern.“ Er unterläßt es nicht, ihm einige reelle Dienste zu leisten, aber er nimmt sich seiner nicht mehr an; ja die

*) Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voss dem jüngeren. Briefauszüge in Tagebuchform, zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. Hans Gerhard Graf. Leipzig; Verlag von Philipp Neclam jun.

Die Zeit.

IX. Band.

Wien, den 28. November 1896.

Nummer 113.

Aus dem ungarischen Guckfenster.

Ein Wort zum letzten österreichisch-ungarischen Wortwechsel.

Es ist wohl ein Wagnis, aus dem ungarischen Guckfenster den Kopf über die Leitha zu stecken, ein Wagnis, bei dem man leicht Haare lassen kann. Aber trotz der Verachtung, mit der man drüben in „weiten Kreisen“ derzeit alles Ungarische beehrt, darf vielleicht doch ein Blatt von der tapferen Selbständigkeit der „Zeit“ auch einem Ungarn die Möglichkeit verschaffen, sich vor einem österreichischen Publikum über österreichische Dinge auszusprechen. Bei aller Feindschaft kann es ja nie schaden, zu wissen, wie der Feind über einen denkt.

Nun, Schmeicheleien sind es nicht, die ich zu berichten habe. Doch auf einen wichtigen Umstand muß ich von vornherein aufmerksam machen: Der Unwille der Ungarn richtet sich nicht gegen die Leute, von denen man glauben könnte, daß sie ihn am meisten herausgefordert hätten. Herr Dr. Lueger hat keine Ahnung davon, wie kalt sein Auftreten die hiesigen Politiker läßt, mit Ausnahme jener Redacteurs, die ihren Lesern hier und da einen gebratenen Antisemiten vorsetzen müssen. Auch die Clericalen und Deutschnationalen machen mit ihren Verbalinjuriën gegen die „asiatischen Magyaren“ hier absolut keinen Eindruck. Man erkennt zu deutlich die Absicht, die herrschende Partei in Ungarn durch Schimpfereien aus der Fassung zu bringen, als daß man den Herren aufsitzen würde. Die Liberalen in Ungarn wissen genau, daß sie die auf das Vertrauen der Krone gegründete Herrschaft nur bewahren können, wenn sie ungeachtet aller Provocationen in der sicheren Position einer unbedingten Ausgleichspartei verharren, und hüten sich darum, ohne Noth die Gegnerschaft des mächtigsten Factors der Monarchie herauszufordern. Sie werden die Quote bewilligen, die sich aus objectiven Berechnungen als die ihnen zukommende ergibt, mehr nicht, aber auch weniger nicht. Sie werden vor dem eigenen Lande sich nicht als gehorsame Diener der Oesterreicher discreditieren lassen, sie werden aber ebensobiel Wert darauf legen, der Krone gegenüber als durchaus loyale, opferwillige Ausgleichsreunde zu erscheinen. Und die liberale Partei ist aus den Wahlen stark genug hervorgegangen, sich in der Position der absoluten Correctheit behaupten zu können. Sie hat weder die unbedingte Negation der Ausgleichsfeinde im eigenen Lande, noch die Böswilligkeit ihrer österreichischen Gegner zu fürchten. Man kann sagen, die Majorität des neuen Reichstages steht der Quotenfrage so unbefangenen gegenüber, als seien Nuntien der Quoten- deputationen nie geschickt worden.

Es ist auch nicht der Streit um die Höhe der Quote, der die hiesigen Politiker verstimmt. Nach einem Jahre wird der Quotenstreit aus der Welt geschafft sein, und kein Mensch wird zehn Jahre lang mehr an ihn denken. Aber die Gesamttrichtung der österreichischen Politik, die Vertheilung von governementaler Gunst und Ungunst auf die österreichischen Parteien, die ist es, die hier Besorgnis und Verstimmung erregt. Vielleicht kennt man Oesterreich nicht gut genug; vielleicht schreibt man mit Unrecht der Regierung, die zu „führen“ versprochen hat, ins Schuldconto, was ihr, der in Wirklichkeit geführten, gar nicht aufgerechnet werden dürfte. Aber man beschuldigt nun einmal diese Regierung der unzulässigen Connivenz gegen die gefährliche clericalc Strömung.

Nur dessen. Nicht der Unterstützung der magyarenfeindlichen Gruppen. Denn ich wiederhole, der Magyarenhaß nicht nur einer Partei, sondern auch aller österreichischen Parteien zusammen, würde die Ungarn nicht außer Fassung bringen. Die Ungarn fürchten die Oesterreicher nicht. Gehts mit ihnen nicht friedlich, so gehts schieblich. Wollen die Oesterreicher um keinen Preis mit Ungarn ein gemeinsames Zollgebiet, eine gemeinsame Bank, eine gemeinsame Armee, so wird man die Trennung von Tisch und Bett durchführen. Es gibt Leute genug in Ungarn, die das für durchaus vortheilhaft halten, und auch in der liberalen Partei fehlt nicht an solchen, die nur dem Wunsche der Krone zuliebe an den gemeinsamen Institutionen festhalten. Ueber die Drohungen des Herrn Dr. Lueger aber, die schwarzgelbe Fahne auf dem ungarischen Parlamentsbau aufzupflanzen, lacht man einfach. Von Oesterreich allein fürchtet man nichts.

Anderß steht es mit der universellen clericalen Strömung. Ein clericalc Oesterreich kann dem ungarischen Staate gefährlich werden, wenn es in der auswärtigen Politik sein Gewicht zugunsten clericaler Bestrebungen in die Waagschale wirft. In Deutschland hat das Centrum, wie jüngst Dr. Conrad bei Ihnen schlagend auseinandergesetzt hat,

eine ausschlaggebende Stellung errungen. In Bayern herrscht der Clericalismus unumschränkt. In Oesterreich wird er in Bälde herrschen. Wie lange sollen die von Clericalen beherrschten Staaten die Bundesgenossen des profanen Königreichs Italien bleiben, das sich noch immer weigert, den Wunsch der Katholikentage zu erfüllen und das weltliche Dominium des heiligen Vaters wiederherzustellen? In Ungarn aber ist man aus purem Selbsterhaltungstrieb geradezu begeistert für den Dreibund, der jede Gebietsänderung im Bereiche der Dreibundstaaten verhindert. Noch mehr. Wer garantiert dafür, daß in den Köpfen der geheimen Lenker der clericalen Bewegung nicht noch viel weitergehende Pläne schon gereift sind? Ist das Erwachen großdeutscher Ideen in Oesterreich ein für allemal als ausgeschlossen zu betrachten? Kann nicht die clericalc Bruderhand über die deutschen Reichsgrenzen hinweggreifen, die bairische fassen und ein Bündnis schließen gegen das protestantische Kaiserthum in Berlin? Werden die polnischen Regenten Oesterreichs sich solchen Plänen widersetzen? Was immer das Resultat solcher Bestrebungen wäre, für das protestantische Ungarn würde es verhängnisvoll ausfallen. Eine Angliederung Bayerns an Oesterreich, ein Angliederung Oesterreichs an Bayern — beide würden das Gewicht Ungarns verringern, würden die kleine ungarische Nation in schwere Bedrängnis bringen. Das ist, was die Ungarn fürchten, vielleicht mit Unrecht, aber sicherlich nicht ganz ohne Grund. Denn sollten selbst die weitblickenden Regisseure in Kalksburg heute nur darauf bedacht sein, das Oesterreicherland in ihre Gewalt zu bringen — l'appetit vient en mangeant. Die Ungarn wollen sich in die österreichische Politik nicht einmengen, aber wenn diese Politik für sie selber gefährlich werden kann, dann hört ihre Zurückhaltung auf. Das Ministerium Hofenwart ist von Ungarn aus gestürzt worden. Wenn man in Ungarn heute etwas bedauert, so ist es der Tod Julius Andrássy's, ist es der Umstand, daß noch kein Ersatz für den Mann gefunden wurde, der Autorität genug besaß, ohne viel Lärm ein Regime besitzigen zu können, das für Ungarn wie für Oesterreich gleich gefährlich war.

Budapest.

Peregrinüs.

Duell und Militarismus.

Aus Anlaß des Falles Brülsewig.

Vom deutschen Reichstagsabgeordneten Dr. M. G. Conrad.

Wollte man einen Preis aussetzen für dasjenige moderne Culturland, in welchem am meisten gegen das Duell gesprochen und geschrieben, am meisten in moralischer Entrüstung gemacht, die Gesetzgebung angereufen, das Beste in Aussicht gestellt — und doch alles beim Alten gelassen und am wenigsten gegen das Duell erreicht wird: der Preis müßte Deutschland zufallen. Wir empfinden das Duell als verbrecherischen Unfönn. Die Wigblätter, die Theater haben sich seiner bemächtigt. Es wird bald satirisch als blutige Affenkomödie, bald als eine beklagenswerte, aber dennoch nothwendige Cultureinrichtung wissenschaftlich tractiert. Unter allen Umständen behandeln wir es mit jener deutschthümlichen Innigkeit und Wichtigkeit, die wir an alles zu verschwenden pflegen, sobald wir uns den geheiligten Bezirken der Corpsstudenten und Officiere nahen. Hier hört der Spasß und gemeine Widersinn auf — und auch der ganz gemeine Menschenverstand, denn alles rückt mit einem Schlage in die ideale Sphäre der höheren und höchsten Bildung, der gefühlsjelige teutonische Traditions-cultus feiert hier seine zärtlichsten Triumphe, und die werthe Familie, die das „Dahheim“ oder die „Gartenlaube“ hält und heiratsfähige Töchter hat, ist überzeugt, daß die Bourgeoise, solange sie solche Wunderblüthen wie Corpsstudent und „schneidigen“ Lieutenant hervorbringt, die beste aller Welten ist.

Erfreut sich in Deutschland das Studenten- und Officiersduell eines geachteten Daseins, so haben sich unsere westlichen Nachbarn noch das journalistische und parlamentarische Duell conservert, allerdings mit jener Modernisierung, daß die Franzosen ihre Zweikämpfe als wirkliche Komödien inscenieren, mit Regisseuren, Publikum, Referenten, detaillierten Kunstberichten in den Blättern u. s. w. — und alle Welt lacht zum Schluß über das meist blutig-unblutige Gaudium. Hätten die Herren Nebel und der Kriegsminister, Eugen Richter und Liebermann v. Sonnenberg, Haußmann und Graf Serber Bismarck u. s. w. ihre persönlichen Liebesswürdigkeiten statt im deutschen Reichstag im französischen Parlament ausgetauscht, so hätten die Pariser in jeder

war, der wiederum an dem frei herabhängenden Ende eine glänzende Metallkugel trug. Diese Kugel hatte zum Hintergrund einen Bogen glattes weißes Papier; glatt darunter, weil jede sichtbare Unebenheit des Papiers schon als Anhaltspunkt für eine Bewegung dienen konnte. Hatte sich nun das beobachtende Auge in eine bestimmte, gemessene Entfernung von der Kugel begeben, und war die Höhe derselben auf eine dem Beobachter nicht sichtbare Weise markiert worden, so setzte man das Näderwerk in Bewegung; zuerst schnell, dann immer langsamer, bis endlich der Beobachter keine Bewegung mehr sah, oder indem man plötzlich nach der entgegengesetzten Richtung drehte, wobei der Beobachter dann oft eine Richtung der Kugelbewegung angab, welche der momentanen Drehungsrichtung nicht mehr entsprach. Machte man in dieser Art mehrere Versuche, so war die Grenze einer gerade noch sichtbaren Bewegung der Kugel gefunden. Hat man sich derart den Weg bestimmt, den die Kugel, falls sie die Grenzgeschwindigkeit hat, in der Zeit eines Pulschlags (des Beobachters) auf dem Papiere zurücklegt, so braucht man diese Strecke bloß auf die Netzhaut zu reducieren, und man erhält als Resultat annähernd die Breite einer Localisationszelle der Netzhaut, was die oben von uns angeführte Beobachtung bestätigt. Dieses Experiment kann man auch leicht auf viel schnellere Bewegungen ausdehnen, wenn man große Distanzen wählt. Denn es ist ja eine im Bau des Auges begründete Thatsache, daß große Geschwindigkeiten in weiter Entfernung ganz langsam aussehen (z. B. ein Fußgänger oder ein Wagen in einer Ebene, ein Eisenbahnzug von einem hohen Berge aus gesehen zc.), oder gar verschwinden (wie die Bewegung des Mondes, die scheinbare der Sonne zc.). Das entgegengesetzte Experiment, von der Grenze der größten noch sichtbaren Geschwindigkeit, ergab (bei Tageslicht und gleichfalls glänzenden Gegenständen) [II. Beobachtung], daß man eine schnelle Bewegung dann noch wahrnimmt, wenn die Zeit, die das Bewegliche braucht, um eine Netzhautzelle zu überschreiten, nicht weniger beträgt als etwa $\frac{1}{100-000}$ eines Pulschlags des Beobachters. Beide angestellten Versuche über die kleinste und größte Grenzgeschwindigkeit einer noch sichtbaren Bewegung, wovon der erste unverkennbar die innigste Beziehung zwischen örtlicher und zeitlicher Einheit ausdrückt, beziehen sich natürlich immer nur auf den jeweiligen Pulsschlag des Beobachters, und es ist mir thätig gelungen, andere Grenzgeschwindigkeiten bei Personen mit verschiedenem Pulsschlag oder bei derselben Person, wenn sie gerade erregter war, aufzufinden.

Ist die Phase der Herzbewegung thätig unser Zeitmaß oder nur Einfluss nehmend auf die Function der Zeitbeurteilung, dann müssen auch Variationen in der Schnelligkeit des Pulses verändernd auf die Schätzung einer bestimmten Zeitgröße wirken und zwar muß ein rascheres Tempo des Pulses uns bestimmte Zeitgrößen länger erscheinen lassen, weil wir dann gleichsam mehr Zeiteinheiten auf derselben äußeren Zeitstrecke anfragen können, während ein langsameres Tempo uns viel weniger unserer Einheiten aufzutragen gestattet, als wir es bei gewöhnlichem Pulschlage vermögen, und wir deshalb dieselbe Zeit viel kürzer empfinden müssen. Dies ist denn auch im Leben oft der Fall, und ich will versuchen, in einigen Beispielen darzutun, wie die Schnelligkeit des Pulses in vielen Fällen auf die Zeitschätzung Einfluss nimmt. Ich sage darum: in vielen Fällen, weil es selbstverständlich auch andere gibt, wo die Beurteilung der Zeit durch den Puls infolge mannigfacher Umstände getrübt erscheint und manchmal sogar nicht zur Geltung kommt. So erscheint einem die Zeit, wenn man sich intensiv mit einem Gegenstand beschäftigt (z. B. freudig arbeitet, oder sich unterhält) meist kürzer (nach uns sollte sie einem länger scheinen, weil der Puls schneller geht), weil man derart abgezogen ist, daß man weniger oft an sie denkt, und unser natürlicher Maßstab an die Zeit, „der Pulsschlag“, nicht so regelmäßig und immer nur nach längeren Pausen zur Geltung kommt. Dieser Umstand bewirkt nun, daß unsere sonstige Einheit (die Zeit eines Pulschlags) auf einen längeren Intervall ausgedehnt erscheint, der dann, mit der Zeit verglichen, sie selbst uns äußerst kurz vorkommen läßt. Also nur, wenn wir gar nichts thäten und auch an nichts denken könnten, hätten wir die reine Schätzung der Zeit, die vom Pulsschlag ausgeht. Nachdem wir jedoch die Anwendung unserer Ergebnisse wesentlich eingeschränkt haben, wollen wir nun zu den Beispielen von der veränderten Zeitschätzung durch die Variation des Pulses übergehen.

Jedermann, glaube ich, wird sich aus seiner Kindheit noch daran erinnern, wie ihm damals dieselben Zeiträume weit länger erschienen sind. Er wird daran denken, wie ewig ihm eine Jahreszeit, eine Lehrstunde, ein Respiration vorkam; was konnte man damals nicht alles in einer Viertelstunde ausdenken und unternehmen? Heute ist ihm eine Viertelstunde beinahe gar nichts mehr, und je älter er wird und je langsamer sein Puls daher geht, desto kürzer erscheinen ihm Stunden und Jahre. Aber nicht nur die Variation des Pulses infolge des Alters führt eine Aenderung der Zeitbeurteilung herbei, auch jede beliebige zeitweise Variation gibt uns ein anderes Zeitmaß. So kommt uns fast jedesmal, wenn der Puls rascher geht, die Zeit viel länger vor; so z. B. wenn wir Fieber haben, wenn wir erhitzt oder wenn wir aufgeregt sind. Wir wollen rasch an die Bahn, der Wagen oder die Tramway scheint uns nun zu kriechen;

und wenn wir auf jemanden warten, dann scheint uns gar jede Minute ewig. Auch unsere langsamste Grenzgeschwindigkeit ändert sich, wie schon oben erwähnt, bei einer zeitweisen Variation unseres Pulses. So beobachtete ich bei einer Taschenuhr, deren Minutenzeiger zufällig so lang war, um gerade meine Grenzgeschwindigkeit zu haben, daß ich seine Bewegung vor dem Schlafengehen (wo der Puls gewöhnlich am schnellsten ist) nicht sehen konnte, während ich nach dem Aufwachen (wo der Puls sehr ruhig geht) ein deutliches Vorrücken des Zeigers wahrnahm. Ist man niedergeschlagen, so liebt man die ruhigen Bewegungen, während man, wenn man lustig ist (schnellerer Puls), oft tanzen möchte. Kindern und Thieren mit raschem Pulse sind schnelle Bewegungen eigen, während andere Thiere mit weniger raschem Pulse und Erwachsene für gewöhnlich langsamere Actionen ausführen.

Wir haben nun versucht, an einigen Experimenten, die jeder leicht anstellen kann, darzutun, daß mit größter Wahrscheinlichkeit der Pulsschlag das für uns in der Zeit bedeutet, was uns die Längeneinheit etwa im Raume vorstellt. Und gerade wie diese Unterabteilungen enthält, so besitzt auch unser Zeitmaß eine Theilung, die, wie wir oben gezeigt haben, bis ungefähr $\frac{1}{100-000}$ reicht, um eben noch Geschwindigkeiten wahrzunehmen, deren locale Dauer nur etwa $\frac{1}{100-000}$ des Pulschlags beträgt. Freilich enthält diese Theilung nicht jedes $\frac{1}{100-000}$, sondern nur Stufen, deren jede viele solche kleinste Theile zu einem größeren noch wahrnehmbaren zusammenfaßt. Nichtsdestoweniger sind wir oft genötigt (z. B. bei der Schätzung sehr kurzer Intervalle: Rede, Musik), äußerst kleine Bruchtheile eines Pulschlags noch zu unterscheiden; um dies nun bewerkstelligen zu können, haben wir wahrscheinlich eine sehr feine Empfindung für den momentanen Phasenstand der Herzbewegung, so daß wir dann die kleinsten Bruchtheile eines ganzen Pulschlags beurtheilen und vielleicht addieren können. Doch scheint dies sehr hypothetisch, und es wäre leicht denkbar, daß es einst gelingen könnte, für derlei Functionen ein eigenes Organ zu finden.

Eines Umstandes, der die Annahme vom Pulse als Zeitmesser wesentlich stützt, will ich noch gedenken, daß nämlich ein Hypnotisierter die Anzahl seiner Pulschläge in einer bestimmten Zeit — ohne sie zu zählen — angeben kann; das beweist, daß dieser Schluss der Zeitschätzung, der bei ihm (während der Hypnose) ins Bewußtsein tritt, bei uns gewöhnlich im Unbewußten bleibt. Aber wie viele Schlüsse machen wir nicht unbewußt! Und welche andere Lebensauffassung würden wir haben, wenn wir eine andere Zeitgröße als Einheit hätten. Wäre sie kleiner als unsere jetzige, so würde uns das Leben sehr lange, wäre sie größer, vielleicht wie ein Tag vorkommen, und wer könnte sich nunmehr noch wundern, daß es Eintagsfliegen gibt, denen ihr Dasein doch so lange erscheinen muß wie uns das Leben.

Robert von Lieben.

Jung-Berlin.

Zehn Jahre Literatur-Bewegung.
Von Franz Servaes. (Berlin.)

II.

So tretet denn ein in meinen zweiten Act. Ich nenne ihn: Die Eroberung von Jerusalem.

Es ist die Zeit der hartnäckigen und erbitterten Kämpfe. Die Feste Berlin und die Feste der neuen Kunst, beide gilt es zu stürmen. Sie sind das Jerusalem des gelobten Landes. Das auserwählte Volk, geschart um seine Bundeslade, umwandelt die Mauern der Stadt. Priester schreiten voraus und blasen die Posaune, und das Volk strömt hinterher und bläst auf Posaunen. So harren sie, ob es dem Herrn wohl gefallen möge, daß die Mauern der Stadt einstürzen. Und es fallen die Mauern. Da ergießen sich die Auserwählten in die Stadt und leben und prassen.

— Der Vorhang rollt empor. Wir blicken in den Schauspielraum der „Freien Bühne“.

Es ist September 1889. Man spielt zum zweitenmale die „Gespensker“. Das Publicum ist größtentheils neu, die Wirkung ungeheuer. Einzelne, innerlich wie aufgelöst, kommen tagelang nicht zur Ruhe, durchzittern die Stadt, den Thiergarten. Das Schicksal selber hat sich vor ihnen entschleiert. Der Sphinx-Blick hat sie getroffen.

Dieses Furchtbare und mit solcher kalter Sachlichkeit, wie etwas Selbstverständliches vor uns entwickelt! Diese Unabwendbarkeit, Unentrinnbarkeit des tragischen Geschehens! Wie eine Schlinge ringelt es sich an uns heran, hält uns umschlungen, um die Glieder, um die Brust. Da drückt es uns die Kehle zu.

Kein Wunder, daß das Publicum schrie, vor Angst und vor Entrüstung. Dieses langsame Sicherdroffelnlassen, ist das denn noch ein Verweis?! Ja, es gab Menschen, die sich davon ästhetisch erbaut fühlten. „Ihr müßt nur das Thier in euch überwinden“, so sprachen sie, „dann werdet ihr das auch können“.

Dies war das Präludium. Die Melodie stark und sicher angeschlagen, aber das Hauptthema wurde noch erst erwartet. . .

Ihnen war Ausländer. Jetzt kam der Deutsche. Gerhard Hauptmann kam mit seinem „Vor Sonnenaufgang“.

Nun brach der Tumult los. Die Roheiten auf der Scene beantwortete man mit Roheiten aus dem Parterre. In den Zwischenpausen brohte man handgemein zu werden, in den Logen bot man sich

gegenseitig Ohrfeigen an. In den Gesellschaften später sagte man „Pui!“ und hätte am liebsten gleich die Polizei geholt. Alles schrie unarticuliert durcheinander. Bloß den professionellen Wigbolden schien der Athem ausgegangen. Sie kalauerten zum Erbarmen.

Auf alle Fälle war das Publicum aus seiner bisherigen lethargie gründlich aufgerüttelt.

Wozu nun der Lärm? Es gab Leute, denen er damals schon unbegreiflich vorkam. Ich glaube, Gerhart Hauptmann gehörte selbst dazu. Er soll mehrere Jahre später einmal geäußert haben, daß er sein Erstlingswerk bedauere. Das hat er damals wohl schwerlich gethan. Aber er mag doch im geheimen bei sich gedacht haben, daß er diesen lächerlichen Lärm weder im guten noch im bösen Sinne verdiene.

Thatsache ist, daß dieses Erstlingsdrama die spätere glänzende Entwicklung Gerhart Hauptmanns noch sehr wenig voraussehen ließ. Eine Talentprobe, nun ja, das war es ganz gewiß, aber die steckte noch völlig im Bann der ausländischen Muster. Zola's „La Terre“, Ibsen's „Hedda“, und Tolstois „Macht der Finsternis“, von Jung-Deutschland gerig verschlungen, spukten allenthalben darin nach. Für die Technik der Charakterisierung und die Führung des Dialogs blieb Ibsen maßgebend. Was als individuell-deutsch darin berührte, war aus der Berliner Socialdemokratie fast mehr genommen als erwachsen. Und was dann noch übrig blieb mit einem kleinen Anspruch auf dichterische Eigenart, das machten die Freunde vollends tobt, durch die Bezeichnung „Schleisscher Anzengrüber“.

„Was war da an dem ganzen Wicht noch Original zu nennen?“

Hauptmann mochte sich damit trösten, daß Goethe es war, der bereinst so von sich fragte. Er selbst war damals sechszwanzig Jahre alt und hatte folglich ein Recht, noch Schüler zu sein. Rings um sich sah er nichts als Schüler. Es ist indes außerordentlich bezeichnend für das Berlin von 1889, daß es sich über eine Anfängerarbeit, die nicht einmal in ihren Brutalitäten original war, bis zu dem Grade zu erhitzen vermochte.

Auch das zweite Stück Gerhart Hauptmanns war noch eine Fehlarbeit, „Das Friedensfest“. Aber während das erste Drama gleichsam nur so hingehauen war, merkte man hier schon das Sitzfleisch. Mit übergroßer Gewissenhaftigkeit waren winzige Beobachtungszüge zusammengelesen und mosaikartig aneinandergefügt. Ueberall brohte das Ganze in seine Theile auseinanderzufallen. Die Schule Ibsens trat grell hervor und im ganzen höchst outrirt. Die Naivität der dichterischen Anschauung war allenthalben von erklügelter Absichtlichkeit überwuchert. Das wirkte verstümmend, stellenweise direct abstoßend. Doch machte sich gerade hier ein eigenthümlich deutsches Element geltend, das bloß der Klärung noch harzte, um silbildend aufzutreten. Nur war dieses Element nicht von Gerhart Hauptmann gefunden, es hatte seine Wälder wo anders.

„Bjarne P. Holmsen, dem consequentesten Realisten“, war „Vor Sonnenaufgang“ gewidmet gewesen. Wer war dieser „Bjarne P. Holmsen“ und „consequenteste Realist“? Lange rieth man herum. Dann stellte sich heraus, daß er aus Zweien zusammengeschweißt war. Der Eine war der so wohlbekannte Arno Holz, als der andere stellte sich ein äußerst schweigsamer, selbst im engeren Literatenkreise so gut wie unbekannter junger Mann vor, Johannes Schlaf. Das waren denn zwei sehr ungleiche Individualitäten, von fast conträrer Begabung: der Eine scharf und witzig, der Andere weich und hingebend, — aber gerade darum zu einer Art von geistiger Eheschließung berufen, als deren Kind eben der „consequente Realismus“ hervorsprang. In der Novellensammlung „Bapa Hamlet“, dem Drama „Familie Selide“ und einem Bande „Berliner Skizzen“ hat dieser jüngstdeutsche Realismus das Licht der Welt erblickt.

Was hatte es nun mit dieser neuen Kunstentdeckung der Herren Holz und Schlaf auf sich?

Daß sie mit ihren Producten Schiffbruch gelitten haben, leugnet heute niemand mehr. Aber was lag an den zufälligen Producten? Die waren gleichsam nur Kanonensutter, zum Untergang von vornherein bestimmt. Abgesehen war es allein auf die neue Methode dichterischer Arbeit. Darin sollte die Wirkung steden, die die Werte selbst zu überbauern hatte. Es galt ein Experiment. Man wollte Minengänge legen in bis dahin nie gesprengtes Gestein. Und das Gestein flog auseinander.

Den Ausgangspunkt bildete Zola, dessen „Roman expérimental“ und seine Theorie darüber. Sie wollten dann ganz einfach, was der Franzose halb gelassen hatte, mit deutscher Gründlichkeit ganz besorgen. Sie wollten ganz und gar „wissenschaftlich“ vorgehen, rein experimentell. Bei Zola gab es immer noch eine Handlung, eine Erfindung, der zuliebe die Dinge hin und her gerückt wurden und dadurch oft in falsche Beleuchtung geriethen. Da war das Leben noch nicht nackt genug aufgefangen. Zu dem Zweck mußte man auf eine „Handlung“ überhaupt verzichten, sich zur „Sujetlosigkeit“ bekennen. Es kam einzig darauf an, ein beliebiges Stück Leben vor die Lupe zu nehmen und dann scharf zuzugucken. Was man sah, notierte man mit peinlichster Gewissenhaftigkeit. Nichts wurde übergangen, mochte es noch so „häßlich“ und „unbedeutend“ und „widerwärtig“ sein. Diese Begriffe hatten süberdies keinen Sinn mehr. Auch vor Wieder-

holungen scheuten Holz-Schlaf nicht im mindesten zurück. Präsentierte sich ihnen in der Natur etwas drei- oder viermal, so zeigten sie es uns eben drei- und viermal. Von Composition war da natürlich keine Rede, auch von Anfang und Ende nicht. Man stieg eben an, wann die Experimentierlaune kam, und hörte auf, wann sie sich verfrucht. Was man gefunden hatte, hob man auf und klebte es nachher aneinander. Das war dann ein „Lebensauschnitt“.

Damit war denn allerdings in der radicalsten Weise bekräftigt, daß es in der Kunst auf den Stoff, seine Wahl und seine Durchführung überhaupt nicht ankam, sondern einzig auf das wiedergespiegelte Leben und auf die Tracht der Reproduction. Als Princip war durch die ganze vorausgegangene Bewegung hingebürgt waren: die Lebenszustände des unteren Volkes. Was durch die Lyrik vorbereitet war, das Proletariat, „der vierte Stand“, wurde damit für alle Gebiete literaturfähig. Freilich sind Holz und Schlaf weder die ersten noch die einzigen, die auf die Idee kamen, das Volk in seinem Alltag wiederzuspiegeln. Sie haben aber durch ihre verfeinerte Beobachtungsmethode die Optik festgestellt, in der die Wiederpiegelung zu geschehen hatte. Sie haben das Milieu des Berliner Proletariats erschlossen.

Damit war für die Fortentwicklung ein sicherer und ergiebiger Boden gewonnen. Auf der ganzen Linie hielt die deutsche Production jetzt Einkehr ins Volksthum. Für alle blieben Holz und Schlaf, mochte das auch noch so oft gelehnet werden, die Anreger und Lehrmeister.

Ein Fortschritt war also unbedingt erzielt. Ueber Zola und selbst Ibsen hinaus hatte die jungdeutsche Production eine innige Führung zum Leben genommen. Die Darstellung war vertraulicher, die Beleuchtung wärmer, der Gesprächston echter und natürlicher geworden. In der Kleinmalerei stand man schier unerreichtbar da. Aber was, reinpoetisch genommen, ein großes Verdienst war, das sollte doch speciell dem Drama zum Verhängnis werden. Seitdem haben wir jene Unmenge jungdeutscher Dramen, die keine Dramen sind. Was die „Familie Selide“ gefündigt hatte, das wurde an ihren Kindern und Kindeskindern weidlich heimgesucht. Die Freude an breit und behaglich ausgeprägten Zustandschilderungen entwand den jungen Dichtern die klare Einsicht in das Dramatisch-Nothwendige. Was das Lebensmoment des Dramas ist, die freie und unablässige Beweglichkeit gieng beinahe vollständig verloren. Man war sogar verblendet genug, das für einen besonderen Vorzug oder doch für die „Eigenart“ des jungdeutschen Dramas zu halten.

Ein einziger deutscher Dichter war diesem schlimmen Beispiel nicht gefolgt. Den hielt sein energischer Theaterstimm und seine den Franzosen abgelaufte „brillante“ Schulung davon ab. Und das war gerade der gefährlichste Antipode der „Freien Bühne“ und speciell Gerhart Hauptmanns, Hermann Sudermann.

Was Hauptmann sich langsam und mühsam zu erkämpfen hatte, das erreichte Sudermann in einem Nu: den breiten Massen Erfolg. Er hat damit dem endgiltigen Durchbringen der neuen deutschen Dichtkunst bedeutsamen Vorschub geleistet. Doch hat er ihr ganz sicherlich ebensoviel geschadet. Von vornherein hat er das Werturtheil getrübt und verwirrt. Was geschickte Mache, was reine poetische Kraft zu leisten vermögen, das wußten viele nun nicht mehr auseinanderzuhalten. Wir können es heute kaum mehr begreifen, daß einmal die Frage sein konnte, wer größer sei, Hauptmann oder Sudermann. Damals aber erschien das vielen zweifelhaft. Sudermann galt als der „starke Mann“, der gekommen sei, die vielen zerstreut auftretenden Bestrebungen in seiner Production und Persönlichkeit zu vereinigen. Freilich gieng ihm eine wohlorganisierte scrupellose und äußerst nachdrückliche Reclame zur Seite. An ihrer Spitze stand ein gewisser Reumann-Hofer, ein flinkes, glattes, vielgeschäftiges Herrchen, das sich eine Zeitlang zum General-Gewaltigen der Berliner Tageskritik emporzuschwingen verstand. In Sudermann selbst aber hat man ein Beispiel jener periodisch auftretenden Rückschläge zu erkennen, die jede klare Entwicklung durchkreuzen und dadurch den Sieg des Guten und Tüchtigen verzögern. Denn was er an äußerer theatralischer Correctheit, brutaler Kraft und klug berechnendem Raffinement vor der neuen Schule voraus hatte, das wag im entferntesten nicht das auf, worin er hinter ihr zurückblieb, nämlich an seiner inneren Befehlung.

Das erste Auftreten Hermann Sudermanns fiel mitten in die heißeste Zeit der Kämpfe um die „Freie Bühne“. Der war unterdes in der „Deutschen Bühne“ bereits ein Concurrent erstanden. Man

war mißvergünstigt mit der wohl wesentlich durch Brahms veranlaßten Auswahl der aufzuführenden Stücke. Brahms, der ja aus dem kritischen Lager kam, verfolgte in erster Linie mit seiner „Freien Bühne“ die Absicht, erzieherisch auf das deutsche Drama einzuwirken. Er ließ daher von jungdeutschen Begabungen nur die allerhervorstechendsten, die Hauptmann, Holz-Schlag und Hartleben zu Worte kommen. Im übrigen griff er theils auf ältere Production wie Fitger und Anzengruber, theils und mit besonderer Absicht aufs Ausland zurück. Er erzielte damit auch nachhaltige Erfolge. Unvergesslich wird uns vor allen Dingen die Darstellung von Tolstois „Nacht der Finsternis“ bleiben. Keiner, tiefer, mystischer und gewaltiger hat nie Natur wieder zu uns gesprochen. Bei Anzengruber aber erfreute vor allem die Begegnung mit den Jung-Berlinern auf dem Boden des Volkstümlichen. Die wichtigste Tragedie vom „Vierten Gebot“ und die ausgelassene Posse „Doppelselbstmord“ haben ihn für Jahre bei uns eingebürgert.

Aber natürlich gab es viele Groller, Leute, die sich übergangen fühlten. Da waren Bleibtreu und Alberti, da war auch Julius Hart mit einem Drama „Sumpf“. Die ehemaligen Feinde versuchten in der „Deutschen Bühne“ zusammenzugehen. Einen Erfolg gewannen sie damit nicht. Auch spätere Neugründungen, die, wenn die „Freie Bühne“ zu versagen schien, hilfreich einzuspringen suchten, haben wenig erreicht, weder Franz Felds Fresko-Bühne, noch Bruno Willes Versuchsbühne, noch eine im letzten Winter vegetierende „Probe-Bühne“. Da kamen ja immerhin noch vereinzelte Begabungen zur Sprache, aber Leute, deren Zeit noch nicht gekommen schien. Sie werden weiter kämpfen.

Dagegen hat ein nächster Ableger der „Freien Bühne“ lange Jahre hindurch in Berlin eine vielbemerkte Rolle gespielt. Das ist Bruno Willes „Freie Volksbühne“, später, nachdem eine Seceßion eingetreten war, die „Neue freie Volksbühne“. Hierdurch wurde ein wichtiger Theil des Programmes verwirklicht, das die jungdeutsche Bewegung ursprünglich angestrebt hatte: nicht nur die Kunst aus dem Volke herauszuholen, sondern die Kunst auch dem Volke zurückzugeben. Das Publicum dieser Bühnen bestand aus Arbeitern, Männern und Frauen, und sie bekamen nicht bloß die jungdeutsche Production, sondern auch classische Dramen und Stücke von Hebbel, Otto Ludwig u. s. w. zu sehen. Gelegentlich, wie für Halbes „Eisgang“ und Hartlebens „Erziehung zur Ehe“, diente sie auch in dankenswerter Weise als Versuchsbühne, doch ist sie im allgemeinen für den Fortgang der Production ohne Einfluß geblieben.

Unterdes war diese Production mächtig in die Halme geschossen. Es regnete gleichsam junge Talente und alle wurden freudig, ja enthusiastisch begrüßt. Keiner mit lauterem Beifall als Heinz Lovotz, der eine Zeitlang der deutsche Maupassant zu werden versprach, bis die Beschränktheit seiner Begabung und die Alltäglichkeit seines Naturells allen, die nicht Pugnamentells waren, offenbar wurde. Sein Hauptconcurrent im Roman war eine Zeitlang Felix Holländer, der auch Sondernann die Spitze bieten sollte, sich indes aus Schmutz und Formlosigkeit nie ganz herauszuwinden wußte. Entschiedener war das Vordringen Georg von Dmytbas, eines ehemaligen Reiterofficiers, der seine Positionen mit frischem Talent in scheidiger Attaque nahm. Ihm zur Seite rückte Rudolf Straß auf, gleichfalls früher Officier, ein nachlässiger Arbeiter, aber virtuoser Lebensbeobachter und flotter Erzähler. Künstlerisch übertraf sie sämmtlich bei weitem Wilhelm Hegeler, der gleichfalls den Spuren Maupassants folgte, sein französisches Vorbild aber durch poetisch-subjective Lebensauffassung und ethisch-verfeinerten Stimmungsgelalt zu vertiefen suchte.

Bevor indes alle diese Leute emporkamen, schien eine Organisation der Bewegung auf dem Boden einer neu zu gründenden Zeitschrift erwünscht. So entstand die Wochenschrift „Freie Bühne“ (jetzt als Monatschrift „Neue Deutsche Rundschau“). Den Verlag hatte S. Fischer übernommen, der auch sonst (neben F. Fontane & Co.) die jungdeutsche Production unter seine Fittige nahm. An die Spitze der Redaction trat naturgemäß Otto Brahms.

Doch nun begann ein eigenthümliches Regiment. Brahms hatte mit den jungen deutschen Dichtern wenig Berührungen. Er ist eine hartnötige, verstandesmäßige, ungraziöse und zähe Natur, im Stachelkampf der Polemik groß geworden, daher von kaltem, desillusionierendem Witz. Ein eigentliches Kunstprogramm hatte er nicht. Er war für Ibsen und Hauptmann, sonst aber geneigt, das Kommende abzuwarten. Da er aber doch irgend etwas Ideelles voranstellen mußte, so gab er an, für die „Wahrheit“ fechten zu wollen und der „Lüge in jeglicher Gestalt“ den Krieg zu erklären.

Das waren natürlich keine ästhetischen Begriffe, sogar recht außer-ästhetische. Sie deckten sich aber scheinbar mit dem, was auf künstlerischem Gebiet sein Redaktionsgenosse, Arno Holz, wollte. Indes ein erspriessliches Zusammenarbeiten kam nicht zustande. Brahms war vorzüglich, soweit er selbst schriftstellerisch ins Spiel kam. Im übrigen ließ er die Sache gehen. Es fehlte daher bald an allen Ecken und Enden, und um wenigstens noch eine prononcierte Persönlichkeit mehr in der Redaction zu haben, verschrieb man sich von Paris her Hermann Bahr.

Das war nun vollends der größte aller Mißgriffe. Bahr sollte gegen Brahms trockenere Art ein Gegengewicht bilden: es stellte sich heraus, daß die seine mit der Brahms'schen schlechtweg unverträglich

war. Seine durchaus unberlinische und unpreussische Art, seine schalkhafte Dandy-Grazie, die mit dem Teufel selbst feinstiffig kokettiert, fand nicht das mindeste Verständnis, so verblüffend sie wirkte. Das Schlimmste aber war, daß sein Programm dem „Freien Bühnen“-Programm direct zuwiderlief. Was machte ein Bahr sich aus „Wahrheit“ und „Naturalismus“? Er kam aus Paris, war voll von Pariser Parfüm und Pariser Gaminerie und außerdem soeben im Begriff, den Naturalismus — „zu überwinden“. Damit war die Verwirrung vollständig. Den braven Deutschen war es so unsäglich schwer gefallen, sich für den Naturalismus zu begeistern. Und nun, wo sie ihn kaum hatten, sollten sie ihn sich schon wieder verwickeln lassen?! Selbst wer da sachlich gerne zustimmen mochte, mußte doch gestehen, daß das zum mindesten ein überhitztes Tempo war, daß man den Naturalismus sich selbst müßte überleben lassen und nicht gleich mit der Sanct Georgs-Lanze ihn in die Weichen stechen.

Kurz, es kam zum Krach. Bahr und Arno Holz traten aus der Redaction aus, und während Bahr auf eigene Faust die Berliner noch ein Jahr lang amüsierte, ärgerte, zwickte und frozettelte, sah Brahms sich genöthigt, nach neuen Hilfskräften Ausschau zu halten. Sie waren bald gefunden: denn sie standen vor der Thür. Es waren niemand anders als die Harts mit ihren beiden Getreuen, Wilhelm Bölsche und Bruno Wille. Damit war die Bewegung gleichsam in ihre Anfänge zurückgeleitet, aber es stellte sich heraus, daß die Anfänge sich mit der weiteren Fortentwicklung nicht deckten. Der Geist der Jungen war energischer, knapper, zielbewußter geworden. Die alte idealistische Zerfloßenheit, der gewichtige Prophetentone versingen nicht mehr. Bölsche, der die Redaction führte, erwarb wohl viel dankenswerte Beiträge für die Zeitschrift, aber er rückte sie gleichsam ins Uferlose hinaus. Man fieng sogar an, in „Volksaufklärung“ zu machen, und damit traten die ästhetisch-künstlerischen, evolutionistischen Interessen zurück.

Mittlerweile aber freute sich Friedrichshagen — dort saßen die Harts und ihr Anhang — seines Daseins und seiner Machtfülle. Am Müggelsee und in den Fichtenwäldchen wimmelte es jetzt von Literaten und hellseherischen Schwarzgeistern. Man feierte Hochzeiten dort mit Picknicks im Walde. Man veranstaltete nächtliche Gelage mit Tanzereien, Kaufereien und morgewröthlicher Betrunktheit. Ein Juchhe gieng durch das ganze Nest, als sei die ärgste Studentenwirthschaft ausgebrochen. Es war aber nur eine Art Nachrausch. Dummel füllte man, daß so manches schon entgleiten wollte und daß die Tage der höchsten Schönheit bereits dahin waren. Der Untergrund war Melancholie, ja eine stille, keimende Verzweiflung. Warum? Im Grunde hatte man doch wenig erst erricht. Man war im Begriff zurückzubleiben. Man war zweite Garnitur geworden. In Wolzogens Komödie vom „Lumpengefindel“ ist das Leben und Treiben jener Lage oft mit überraschender Einzelneue festgehalten, wenn auch im ganzen nicht in seiner vollen Tiefe erfasst.

Ja, die Jugend schritt vorwärts, und die Harts behielten das Nachsehen. Hauptmann mit seinen „Einfamen Menschen“, Hartleben mit „Hanna Jagert“, ganz besonders aber Halbe mit der „Jugend“ pflückten frisch grürende Lorbeerreifer. Neben ihnen hatte selbst ein Ludwig Fulda es vermocht, durch seinen „Talisman“ sich den Dichternamen zu erwerben. Dann aber kam die große Entscheidungsthat, mit der die „Freie Bühne“ sich in die Annalen der Weltgeschichte einschrieb: die Aufführung der „Weber“ vom 26. Februar 1893. Das war die endliche glänzende Erfüllung aller bisherigen Bestrebungen, gleichsam die Fleischwerdung des Ur-Traumes von Jung-Deutschland.

Und damit war denn der Sieg auch entschieden. Die Nachkommenden, ein Ernst Kosmer, ein Max Dreyer, ein Georg Hirschfeld pflückten bloß die Früchte dieses Sieges. Der Geschmack des Publicums hatte dem Zuge der neuen Dichtung Folge leisten müssen. Er hatte sich danach umformen müssen. Und neben der neuen Dichtung war eine neue Schauspielkunst emporgekommen. Emanuel Reich er war mit seinem Spürsinn vorausgegangen, hatte mit anerkennenswerthem Fleiß und anschniegender Begabung die Grundlinien des neuen Schauspielstiles festgestellt. Jüngere Talente, eine Elise Lehmann, eine Rosa Wertens, ein Josef Farno und ganz besonders der köstlich frische, Jugend und Geist sprühende Rudolf Kuttner giengen in seinen Fußstapfen und halfen das schöne Werk vollenden. Mit der Besitzergreifung der Direction des „Deutschen Theaters“ durch Otto Brahms hat dann endlich die ganze Bewegung ihre Culmination, zugleich aber auch ihren vorläufigen Abschluß gefunden.

Und noch eine andere Schwesterkunst sollte durch das Emporkblühen der jungen Dichtung einen erfreulichen, verheißungsvollen Anstoß erleben, die Malerei. Welch lange Reihe von Jahren hatte Max Liebermann einsam und erfolglos für seine künstlerischen Ueberzeugungen gekämpft! Jetzt durch die Parallel-Erscheinung eines Verhättniß Haupmann wurde auch er zur verdienten Anerkennung emporgetragen. Und auch die „Freie Bühne“ fand ihr Ebenbild in der „Vereinigung der Kunst“. Wie dort die jungen Dramatiker, so thaten sich hier eine Anzahl junger Maler zusammen, um, mit Starbina und Liebermann an der Spitze, neuen Kunstanschauungen zum Durchbruch zu verhelfen. Es ist ganz besonders Einer, der durch diese Ufer-

Congregation in den Vordergrund der künstlerischen Entwicklung gerückt ist, Ludwig von Hofmann.

Mit ihm jedoch tritt uns ein völlig neues Element entgegen, das von den eben genannten Ertrungenschaften der „Freien-Bühnen“-Bewegung uns in einen anderen Himmelsstrich künstlerischer Schaffenskraft verweist, wo Schönheit und Phantasie als freie Göttinnen thronen. Dient die neue Dichtung nicht etwa ähnliche Kräfte umschlossen, die noch zu entziffern blieben?

Der arme Goethe!

Obwohl es in dem Wörterbuch der deutschen Gesellschaftssprache kaum ein heuchlerischeres und verlogeneres Wort gibt, als „der arme So und So!“, indem man gewöhnlich dabei das Gegenteil meint, so habe ich doch keinen Anstand genommen, diesen Anruf an die Spitze meines Artikels zu setzen. Ich gestatte nämlich dem verehrten Leser, sich ebenfalls das Gegenteil dabei zu denken.

Dies wird nun freilich schwer, wenn man das neueste Buch von Ferdinand August Loubier*) durchgelesen hat. Es geht einem dann ungefähr so wie dem bekannten Manne mit dem Mühlrad im Kopf, und man braucht lange Zeit, um sich sein bißchen Verstand wieder zurückzuerobieren. Schon vor vier Jahren hat Herr Loubier ein Buch: „Goethe als Kabbalist in der Faust-Tragödie“ herausgegeben, in dem er den Nachweis zu führen suchte, daß Goethe in seinem Faust-Werte kabbalistischer Hilfsmittel sich bedient habe, um die Geheimnisse der Dichtung zu offenbaren.

In dem nun vorliegenden neuen Buche setzt der Verfasser seinem Werte die Krone auf. Es schließt, nach der bestimmten Versicherung des Verlegers, den Ring der Beweise für eine Nebenbedeutung des Faust als eines Geheimbuches enger. Und so sehr auch die gelehrten Goethe-Forscher ihr weißes Haupt schütteln: „Diese neue Methode der Faust-Erklärung wird sich zum Siege durchbringen, weil ihre Schlüsse unüberleglich sind.“

Es ist natürlich, daß man nach solchen Versicherungen auf das Buch selbst sehr gespannt ist. Man schlägt die erste Seite auf und siehe da — schon die Vorrede bringt eine merkwürdige Enthüllung: „Ich erkläre hier zum erstenmale öffentlich: Meine gesammte Untersuchung des Goethe'schen Faust hat den Zweck, auf ein verborgenes, unbekanntes Schriftstück, von Goethes Hand unterzeichnet und gesiegelt, hinzuweisen, welches die autoritative Lösung des Faust-Geheimnisses bringt.“

Das Mittel, das diesem Zwecke dient, soll hier das Deciffrieren des kabbalistischen Faust sein, und daher der Titel des Buches. Herr Ferdinand August Loubier nimmt nämlich das Deciffrieren im allerwörtlichsten Sinne. Der Faust ist ihm ein Chiffre-Räthsel, und mit diesem Geheimnisse hat er den völligen Bankrott der bisherigen Goethe-Forschung herbeigeführt. Die gelehrte Kunst wackelt mit ihren Perückenköpfen — gleichviel, „ihm einen Irrthum zu beweisen, vermag sie nicht.“ So erklärt der stolze Ferdinand August Loubier.

Auf die überraschende Enthüllung des Vorwortes, die ja zunächst die Verwalter des Goethe-Archivs in Weimar angeht, folgt eine nicht minder überraschende Mittheilung: Goethe hat im zweiten Theil des Faust sein Testament niedergelegt, und zwar in den Versen, die er dem Kanzler in den Mund legt:

„Beglückt genug in meinen alten Tagen. —
So hört und schaut das schicksalsschwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.
Zu wissen sei es jedem, der's begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.
Ihm liegt gefichert als gewisses Pfand
Unzahl vergrabnen Gut's im Kaiserland.
Nun ist gesorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erbsatz.“

Diese neun Verse ergeben durch Chiffre und Kabbala die nachstehende Uebersetzung: „Ich Johann Wolfgang Goethe erkläre, daß ich für mein späteres Alter an Vermögen hinreichend besitze, um die nachstehende Verfügung zu treffen, welche die Unsicherheit über den ‚Faust‘ in Gewissheit verwandeln soll. ‚Einem jeden, der es begehrt‘, sei hiermit gesagt, daß dieser Testamentszettel tausend Kronen wert ist und ihm, d. h. dem Begehrenden, liegt Unzahl vergrabnen Gutes im Kaiserland, als ein sicheres Unterpfand dafür, daß er mich richtig verstanden hat. Nun habe ich ‚dafür gesorgt‘, daß, sobald der reiche Schatz gehoben ist, er ihm, dem Begehrenden, als ein Erbsatz diene (für die angewendete Arbeit).“

Es ist nicht mehr als recht und billig, daß Herr Ferdinand August Loubier als der einzige und als der früheste, „der es begehrt“, für sich und seine bereinigten Erben den notwendigen Anspruch auf das Vermächtnis Goethes, sei es literarischer Art, oder besteshe es in irgend welchen Werten anderer Natur, auf Seite 10 erhebt und als vorsichtiger Familienvater hinzufügt: „Da das Forum, welches einst verfügen soll, also der Testamentsvollstrecker, noch nicht bekannt ist, so erbehe ich diesen Anspruch vor der Oeffentlichkeit, also überall wirksam, und hinterlege ihn gleichzeitig bei zwei Notaren im Deutschen Reich.“

Mit der beruhigenden Sicherheit, für seine Erben so gesorgt zu haben, kann nun Herr Loubier fröhlich an sein kabbalistisches Geschäft gehen. Er sucht zunächst „wichtige Citate“ in der Goethe-Literatur auf, welche die Wahrheit seiner Erfindung bestätigen sollen. Am 26. Juli 1828 schreibt der alte Herr an Zelter: „Wis jetzt, denke ich, hat ein guter Kopf und Sinn schon zu thun, wenn er sich wieder zum Herrn macht von allem, was da (nämlich in dem Faust) hineingehemmt ist.“ Merkst du etwas, lieber Leser? Ein anderesmal plaudert der alte Herr mit einem Freunde über das eben vollendete Werk, und Niemer citiert Das wortgetreu in seinen Mittheilungen folgendermaßen: „Da steht es nun. Wie es auch gerathen sei, und wenn es auch Probleme (Räthsel) genug enthält und keineswegs jede Aufklärung darbietet, so wird es gewiß demjenigen erfreuen, der sich auf M i e n e, W i n k und l e i s e H i n d e n t u n g v e r t e h t; er wird sogar mehr finden, als der Dichter geben konnte.“ Und an Zelter schreibt Goethe einmal: „Ich werde wohl zunächst ihm meinen Faust geben, theils um diesen T r a g e l a p h e n l o s zu werden, theils um mich zu einer höheren und reineren Stimmung vorzubereiten.“

Wenn diese Citate keine Beweise dafür sind, daß der Faust ein kabbalistisches Geheimbuch sei, dem ist überhaupt nicht zu helfen. Herr Loubier hat sich geholfen. Mit den Worten des Dichters im Epilog: „Den besten Köpfen sei dies Stück empfohlen,“ die er im allerwörtlichsten Sinne auffaßt, hat er sich frohgemuth an die Erklärung gemacht.

Schon der Prolog im Himmel ist der Anfang kabbalistischer Weisheit. Aber auch das Vorspiel auf dem Theater läßt sich auf diese Weise sehr bequem erklären. Der Director ist der geschichtliche Faust-Dichter, der Dichter ist der poetische Goethe, die lustige Person ist der Kabbalist Goethe, welcher als solcher die Mitwelt neckt und verwirrt. „Alle drei sind Goethe, aber in drei getrennt nach den Richtungen, die wir einschlagen, in den drei Deutungen: poetisch, geschichtlich und kabbalistisch; der philosophische Goethe fehlt.“

Daß der Erklärer in der Schüler-Scene sehr wertvolle kabbalistische Hinweise entdeckt, kann man ihm am Ende gar nicht übel nehmen. Die Kabbala stellt hier „das geistige Wand her zum Verständnis der Dichtung“.

Encheiresis naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Hier liegt der Hase im Pfeffer. Encheiresis naturae heißt in deutscher Uebersetzung: Behandlung der Natur. Man nehme nun statt des griechischen Encheiresis das französische traité = Abhandlung, und statt naturae das französische de la nature, und man erhält ein traité de la nature, also eine Abhandlung über die Natur, also das berühmte Buch des Encyclopädisten Baron Holbach: „System de la nature“. Holbach hat in seinem Buche die Seelenkräfte in materialistischem Sinne behandelt, und Goethe hat dies in seinem Faust allegorisiert. Das Resultat der Schüler-Scene ist: Goethe hat mitgetheilt, daß in Holbachs „Nature“ die Einzelheiten seines „Faust“, nämlich die Seelenkräfte als Räthselösungen zu finden sind.

Demgemäß erklärt sich vieles sonst Unerklärliche auf eine sehr leichte Weise. Der Dichter spricht von einem Bergvolke, welches „denkt und simuliert“, in Natur und Felsenschrift studiert ist. Die bisherigen Faust-Erklärer haben in diesem Bergvolke die Sabiner in Italien gesehen und mit ihnen nichts anzufangen gewußt. Herr Loubier ist glücklicher gewesen. In dem Bergvolk hat Goethe die französischen Encyclopädisten gemeint.

Selbstverständlich sind auch sämmtliche Namen im Faust durchwegs kabbalistisch zu verstehen. Valentin heißt lateinisch Valentinus, d. h. der Gesunde. Er stellt also den gefunden Menschenverstand dar. Mephistopheles (andere Lesart: Mephotophilos) heißt griechisch der Lichtfeind, die Finsternis. Die Negation Homunculus, lateinisch ein Menschenlein, ist die Faust-Idee, das volle Menschenleben. Euphorion, griechisch ein leicht zu tragendes, daher der Luftballon oder die Aeronaute! Gretchen bezeichnet die Naivetät, denn es wird von Faust „Du holdes Angesicht“ genannt. Das Wort Angesicht aber ist doppeldeutig. Es bezeichnet sowohl das Antlitz als auch den Anblick; der Anblick oder das Antlitz des Himmels aber im Lateinischen ist — die Naivität, welches Wort Oellerer zuerst französisiert hat in Naivetät. Der Greif, ein fabelhaftes Thier, bezieht sich auf niemand anderen, als auf Joachim Heinrich Campe, den harmlosen Verfasser des Robinson. Goethe selbst fügt ja hinzu: „Greif ist ein fabelhaftes Thier“. Nun schlage man aber im griechischen Lexikon das Wort Kampe auf, so findet man: „ein fabelhaftes Thier“, ein Ungeheuer, also kann Goethe mit dem Worte Greif nur Campe gemeint haben!

Daß die Gnomon im Faust nur durch die kabbalistische Uebersetzung ins Griechische verständlich werden, wird man von selbst begreifen; das gleiche gilt von den Elfen und Parzen. Schmäcker ist schon der Jovis-Stab zu verstehen, und Herr Loubier erklärt ausdrücklich: „Als vorsichtiger Autor dürfte ich das nachstehende Capitel kaum veröffentlichen. Es enthält das Tollste, was kabbalistisch zu leisten sein dürfte.“ Aber er hat es dennoch gewagt — also der Jovis-Stab!

Das Wort steht in keinem Wörterbuch; es findet sich aber auch nicht in „Faust“ und Herr Loubier bittet, es als vom Himmel gefallen zu betrachten. Nun wir wollen ihm diesen Gefallen thun. Der

*) Ferdinand August Loubier: „Chiffre und Kabbala in Goethes Faust“. Dresden 1897. Sellmuth's Verlags.

Die Zeit.

IX. Band.

Wien, den 5. December 1896.

Nummer 114.

Das Colportageverbot.

(Nach dem von Dr. Heinrich Kanner am 16. November d. J. im Socialpolitischen Verein gehaltenen Vortrag „Zur Pressereform.“)

Ob die Zeitungs-Colportage auch in der Türkei verboten ist, könnte ich im Augenblicke nicht sagen. Sicher ist aber, daß das Colportageverbot in seinen Wirkungen gar manche Aehnlichkeit hat mit dem Zeitungstempel, wenn jene auch thatsächlich nicht so tief greifen wie die des Stempels.*) Die freie Colportage ist gleichfalls überwiegend nicht ein Bedürfnis der großen, auf die oberen Schichten der Bevölkerung berechneten Zeitungen, denn deren Leser wissen selbst, wo sie ihre geistige Nahrung hernehmen sollen, und sind auch leicht in der Lage, Abonnements für längere Zeiträume (Monate, Quartale) einzugehen. Das Colportageverbot schadet hauptsächlich den kleinen, für die breiten Massen bestimmten Blättern, die eine Art Zwischenglied zwischen Analphabeten und lesebedürftigen Intelligenzmenschen bilden, deren Lesebedürfnis, noch latent, erst geweckt werden, durch Darbietung einer reichlichen Auswahl von Lesestoff in die passende Richtung geleitet werden muß. Es schadet in der Stadt größtentheils durch die Verhinderung des Straßenverkaufs, auf dem Lande mehr durch die Verhinderung des Hausierverkaufs. Es schadet ganz besonders den neu auftretenden Blättern, deren Propaganda es wesentlich erschwert. Die Colportage ist für die Zeitungen ein Mittel pour forcer la consommation, und da der Staat auch anderen ehrlichen Gewerben die Erweiterung des Absatzes ihrer Waren durch die angemessene Art der Differenzierung derselben nicht verbietet, ist es ein specielles Unrecht, das dem Pressegewerbe zugefügt wird, wenn gerade ihm ausnahmsweise in dem Bestreben nach Vergößerung der Kundenschaft regierungsseitige Hindernisse in den Weg gelegt werden. Der eigenthümliche materiell-spirituelle Charakter des Pressegewerbes verdoppelt und verdreifacht dieses Unrecht, denn das Colportageverbot beschränkt nicht nur die Entwicklung der industriellen Thätigkeit, sondern auch die Verbreitung von Wissen und Anregungen und damit die geistige, insbesondere die politische Erziehung des Volkes. Neben der Schule ist heute die Presse und insbesondere das Zeitungswesen das gewaltigste Volksbildungsmittel: die Schule für die Kinder, die Presse für die Erwachsenen! Je reifer ein Einzelner, ein Volk in geistig-politischer Beziehung ist, desto mehr überwiegt der Antheil der Presse an der geistigen Ausbildung den primitiven Antheil der Schule. Welcher Widerstimm, den kleinen Kindern den Schulzwang aufzuerlegen, und es dann den Erwachsenen durch Zeitungstempel, Colportageverbot u. ä. soviel als möglich zu erschweren, die in der Schule erlernten Formalien im Leben zur selbstständigen Weiterbildung durch die Lectüre praktisch zu verwerten! Die bei Recrutenauszehungen in Oesterreich wiederholt constatirte Thatsache, daß die Leute im praktischen Leben das bischen, was sie in der Schule gelernt haben, wieder zu vergessen anfangen, offenbar weil der Faden der geistigen Erziehung mit dem Ende der Schulpflicht abreißt, dieser traurige Mißerfolg des Schulunterrichtes ist das Ergebnis jenes Widerstimmes. Was an Presseerzeugnissen unter diesen Verhältnissen noch in die entlegensten Dörfer bequem eindringen kann, ist ungemein kennzeichnend für die österreichische Intelligenzpolitik; nämlich außer Schulbüchern nur noch clericale Literatur: Kalender, Heiligenbilder, Gebete, Gebetbücher, Bibeln, für deren Vertrieb das Pressegesetz (§ 3, Abs. 5) wie die Gewerbeordnung (§ 21) besondere Erleichterungen geschaffen haben. Der Rest, insbesondere für die kleinen Leute in den Städten, ist Schundromanteliteratur, deren Colportage von Haus zu Haus von der Staatsverwaltung mit wohlwollender Neutralität gelitten wird. Man gründet jetzt Volksbildungsgesellschaften, Arbeiterakademien, Volksuniversitätscurse, alles Mittel zur populären Verbreitung höherer Bildung durch das gesprochene Wort. Aber man thut nichts für das weit wirksamere Volksbildungsmittel des geschriebenen Wortes, der guten Volkspresse. Der österreichische Liberalismus hat, indem er die freie Schule schuf und gleichzeitig, neben dem Zeitungstempel, das reactionäre Colportageverbot für Drucksachen aufrecht hielt, der Halbheit seines Wollens ein würdiges Denkmal gesetzt.

Die Colportage — auch „fliegender Buchhandel“ genannt — d. i., allgemein gefaßt: „der Vertrieb von Druckschriften außerhalb

seiner Betriebsstätten“ (Eisjt) ist ein offenes dringendes Bedürfnis des Pressegewerbes. Der fliegende Buchhandel existiert (auf deutschem Boden) ungefähr ebensolang, als es eine Buchdruckerkunst und ein Pressegewerbe überhaupt gibt. Alle die (vom 16. Jahrhundert an schon nachweisbaren) Verfolgungen, denen er von Seite der Buchhändlerzünfte ausgesetzt war, die schweren Strafen, die immer wieder den „Landfahrern“, angedroht wurden, den „Frettern“, „Krazentragern“, „Standelweibern“, „Kaufern“, und wie sonst die wohlklingenden Benennungen der Colporteurs (der crieurs et vendeurs der späteren französischen Gesetzgebung) zu jener Zeit in Oesterreich lauteten, konnten die Colportage nicht vollständig unterdrücken. Erst die Revolution, im März 1848, gab sie frei, und während jenes Sommers 1848 hatte Wien Gelegenheit, den großen Erfolg des Straßenverkaufs der Zeitungen zu beobachten. Einmal und nicht wieder. Schon im December 1848 war die Reaction stark genug, um die Colportage neuerdings zu verbieten. Dieses Verbot ist dann getreulich von allen folgenden Presse- und Strafgesetznovellen übernommen worden, zuletzt von dem 1862er Pressegesetz, § 23. Die Verfassung von 1867 brachte die (nominelle) Pressefreiheit, die Gewerbeordnung von 1859 die Gewerbefreiheit: aber das Colportageverbot, das mit beiden in Widerspruch stand, wurde wohlweislich vorbehalten — ein Kind des Junktgeistes und der politischen Reaction, das seine Erzeuger bis auf den heutigen Tag überlebt hat. Daß das Colportageverbot mit der 1867 gewährten Pressefreiheit nicht vereinbar ist, lag so klar auf der Hand, daß das Abgeordnetenhaus bei der Beratung des Pressegesetzes von 1868 den betreffenden Paragraphen (§ 23) einfach strich. Doch ist dieser Beschluß des Abgeordnetenhauses nicht Gesetz geworden. Die Regierung hat sich dagegen gestraut — Regierung war niemand Geringerer als der Führer der liberalen Partei, Dr. Herbst, der damals im Bürgerministerium den Posten eines Justizministers innehatte. Er war es, der sich gegen die Aufhebung des Colportageverbotes einsetzte, und sehr belehrend für die Erkenntnis unserer österreichischen Aart von Liberalismus ist es zu sehen, mit welchen Gründen er für das Colportageverbot stritt. Selbstverständlich — darin stimmt die Analogie mit Herrn von Preiss beim Zeitungstempel vollkommen — verheimlichte er den wahren und einzigen Grund: die Angst des Liberalismus vor der Volksbildung überhaupt und vor der Volkspresse insbesondere. Für die eine Bestimmung des § 23, wonach das Abonnentensammeln nur Personen gestattet ist, die einen polizeilichen Erlaubnisschein haben, machte der große Jurist die Befürchtung geltend, daß „sonst der Betrügerei Thür und Thor geöffnet würde“, da dann Leute Abonnementsgelder eincassieren könnten, die von der Verwaltung der betreffenden Zeitung dazu gar nicht ermächtigt wären. Der scharfsinnige Criminalist hat dabei nur übersehen, daß zu dem von ihm gemeinten Zweck Legitimationen vollständig genügen würden, welche nicht von der Polizei, sondern von der Verwaltung der betreffenden Zeitung ausgestellt würden. Mit denselben Rechten müßte die Gesetzgebung auch anordnen, daß der Schuster oder Schneider oder Buchbinder seine Rechnungen nur durch behördlich concessionierte Auskäufer eincassieren lassen dürfte, ein Unfuss, an den denn doch noch nie ein Gesetzgeber gedacht hat. Warum soll die verehrliche Polizei gerade nur die Zeitungseigentümer gegen Schwindler schützen? Und noch dazu im gelobten Zeitalter des laissez faire! Das von Dr. Herbst zur Schau getragene besondere Wohlwollen für die Presse ist schon durch seine sinnlose Uebertreibung verdächtig. Von einer ähnlichen Art von falschem Wohlwollen sind auch die Worte durchdrungen, mit denen Dr. Herbst das Verbot des Straßenverkaufs und des Hausierens mit Zeitungen begründete. Er sagte: „Es würde dies nicht einmal im Interesse der bedeutenderen Journalistik (!) liegen und würde vielmehr die Besorgnis eintreten, daß es mit dem, ich möchte sagen, berechtigten Ansehen und der Würde der Journalistik nicht recht vereinbar wäre, wenn die Zeitungen auch auf öffentlicher Straße zum Verkaufe angeboten werden.“ Das ist denn doch etwas so nobel gedacht von den Zeitungen. Die richtige Consequenz wäre, daß man Zeitungen überhaupt für schmutziges Geld nicht feilhalten sollte. Dann könnte man es allerdings nur Fideicommissbesitzern empfehlen, Zeitungen zu schreiben und drucken zu lassen. Seine Ware ehrlich an den Mann zu bringen, ist keine Schande. Das hätte ein Vertreter des arbeitenden Bürgertums wie Dr. Herbst nie vergessen dürfen. Noch crasser drückte denselben Gedanken damals der Berichterstatter Dr. Ritter v. Wajer, auch einer der sieben Weisen des österreichischen Liberalismus, aus: „Ich

*) Bgl.: „Der Zeitungstempel“ in Nr. 111 der „Zeit“.

So muß der, welcher bereits die Geschichte dieser Zeit kennt, sich das wenige Neue aus einem Wust von Altbekanntem herausfinden, und seine neue originelle Auffassung, seine Menschen und Dinge scharf beleuchtenden Geistesblitze entschädigen ihn für Zeit und Mühe.

Noch weniger findet der, welcher bloß genießen will, bei diesem Buche seine Rechnung. Er findet zwar darin eine vollständige politische Geschichte Englands, aber die weitläufige Darstellungsweise, die Häufung unbedeutender Details macht die Lectüre zu einer unerfreulichen, auf die Länge ermüdenden. Freilich, belehrend ist das Buch immerhin, wie ja jede Geschichte Englands für den Politiker und Staatsmann besonders belehrend ist.

Aber gerade für das, was uns am meisten zu lernen noththäte — wie sich die Verfassung entwickelte, die Macht des Parlaments zunahm, der Antheil des Volkes an der Regierung immer größer wurde — für alles das bietet die Zeit zwischen dem spanischen und dem österreichischen Erbfolgekrieg verhältnismäßig wenig Stoff. Es war eine Zeit der Allianzen, Congresse und geheimen Verträge, die rechte Zeit für eine vielgeschäftige, intrigante, höherer Ziele bare Diplomatie. Da wurden Tripel- und Quadrupelallianzen — wir sind seitdem deutschösterreichischer geworden und sagen Dreibund und Vierbund — geschlossen, um nach wenigen Jahren gelöst zu werden. Heute verbanden sich Frankreich und England mit Oesterreich gegen Spanien, morgen Oesterreich mit Spanien gegen England, übermorgen Spanien mit Frankreich gegen Oesterreich; Congresse verhandelten mit großer Verschwendung von Papier und Tinte, um resultatlos aneinanderzugehen. Und stets war fast nur von Ansprüchen und Erbrechten der Monarchen, ihrer Kinder und Kindeskinde die Rede, nie vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Für die „Untertanen“ sorgte man höchstens — um sie steuerkräftiger zu machen — durch Handelsverträge, und da waren es die Engländer und Holländer, welche ihren Vortheil am besten wahrnahmen, denn bei ihnen hatte doch wenigstens ein Theil des Volkes Einfluß auf die Regierung; in England freilich weniger als in Holland, denn trotzdem die Briten seit einem halben Jahrtausend ihr Parlament besaßen, waren doch der Einfluß und die Macht des Monarchen dort noch sehr bedeutend.

Als der Herzog von Ormond im Jahre 1715 des Hochverrats angeklagt und zu seiner Vertheidigung angeführt wurde, er habe nur nach Befehl der Königin Anna gehandelt, wurde freilich gerade von ministerieller Seite erwidert, daß ein Befehl des Souveräns nicht als Rechtfertigung verbrechlicher Handlungen eines Ministers oder Heerführers dienen könne. In der That hatte ja schon 75 Jahre früher Karl I. seinen scrupellosen Minister, Lord Strafford, der nur nach seinen Intentionen gehandelt hatte, vor der Verurtheilung und Hinrichtung als Hochverräter nicht schützen können. Aber trotz dieser streng constitutionellen Theorie war in der Praxis zur Zeit der Königin Anna und Georgs I. der Einfluß des unverantwortlichen Monarchen ein sehr bedeutender. König Georg, der eine sehr geringe Kenntnis von der englischen Verfassung hatte, kein Englisch verstand und seinen aus Hannover mitgebrachten deutschen Berathern und Maitressen großen Einfluß auf englische Angelegenheiten einräumte, hat mehr als einmal die Machtmittel Englands im Interesse seines Stammlandes verwendet, hannoversche Interessen vor englischen bevorzugt. Besonders in Fragen der auswärtigen Politik war mitunter der Einfluß der Hannoveraner, die in England keine amtliche Stellung hatten, stärker als der der englischen, dem Parlament verantwortlichen Minister. Das Wort *Canavilla* war damals noch nicht bekannt, aber das Ding selbst existierte am englischen Hofe, ebenso die unverantwortlichen Rathgeber, über die jetzt in manchen continentalen Staaten soviel geklagt wird.

Daneben bestand freilich das trotz alledem noch mächtige Parlament, aber eine wirklich unabhängige Volksvertretung war es doch nicht. Die Zahl der Wähler war eine sehr beschränkte und der Einfluß der Minister auf die Wahlen noch ein sehr großer. Endlich wurde noch im Jahre 1716 die Legislaturperiode von drei auf sieben Jahre verlängert; das Volk kam fortan nur einmal in sieben Jahren dazu, seine Vertreter zu wählen. Lord Mahon in seiner Geschichte Englands lobt diese Aenderung ganz besonders, und auch Michael spricht von ihren segensvollen Wirkungen. Der Verfasser der Juniusbriefe aber meint: „Was den Einfluß des Wählers auf die Führung des Deputierten betrifft, so ist der Unterschied zwischen einem siebenjährigen und einem lebenslänglichen Parlament sehr gering.“

„Das Parlament wurde dadurch von dem Einfluß der Krone und des Oberhauses emancipiert,“ rühmt Mahon, und auch Michael datiert von da an das Wachsen des parlamentarischen Einflusses im Verhältnis zu dem der Krone. Diese, beziehungsweise das Ministerium, hat aber durch die unter den ersten Georgen ausgeübte Bestechung der Gewählten einen großen Theil des verlorenen Einflusses wiedererlangt, und beschränkt worden ist nur der Einfluß der Wähler.

Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, dieser constitutionellen Frage, die ja auch für uns Continentale in der Gegenwart Interesse hat, näher zu treten, und ähnliche Verlockungen bieten auch andere Partien von Michaels Buch. Aber der kurze Zeitraum, den dieses behandelt, zwingt bei solchen Untersuchungen zur Abkürzung weit über die von ihm zeitlich gesteckte Grenze, und der Charakter des *Neotericus* wird dadurch entstellt.

Nach Vollendung des Michael'schen Werkes darauf zurückkommen zu können, habe ich angefaßt seines riesig angelegten Planes wenig Aussicht; aber vielleicht findet sich noch früher Gelegenheit, die Entwicklung des englischen Parlamentarismus im vorigen Jahrhundert mit Nutzen auf unsere gegenwärtigen Verhältnisse hier darzustellen.

Dr. M. Landau.

Jung-Berlin.

Von Franz Servaes. (Berlin.)

III.

Mausch, Phantasie, Frauenseele, Mysterium: wie vieles war noch unausgesprochen in der jungdeutschen, jungberlinischen Literatur!

Und war Schönheit denn wirklich bloß eine lästerliche Lüge, der man mit Ibsen'schem Wahrheitsfanatismus die Larve herunterreißen mußte?! Sollte es gänzlich und für immer verbotener sein, nach Schönheit — zu suchen? Nach einer neuen Schönheit?!

Und war mit der Fähigkeit, die Außenwelt treu zu reproducieren, denn wirklich alles geleistet, was man von unserer Literaturbewegung hatte erwarten dürfen? Müßte der Naturalismus nicht „überwunden“ werden?

Hermann Bahr hatte das Wort ja wohl etwas zu früh ausgesprochen, und er hatte geglaubt, mit den Jungfranzosen, den Bourget, Barres, Mallarmé, Péladan, später mit Maeterlinck, den jungdeutschen Naturalismus überwinden zu können. Das waren ja gewiß interessante Bekanntschaften, die er uns vermittelte, und willkommenen Hilfsstruppen. Aber die wahre Ueberwindung mußte doch aus deutschem Geiste geboren werden.

Es war da, schon im Jänner 1889, ein Mann ins Irrenhaus gebracht worden, der lange in einseitigem verzweifelt Ringkampf sich wider den materialistisch-trostlosen, den demokratisch verschablonisierten und vermoralfierten Geist der modernen Welt angestemmt hatte. Mit Niesenscherkraft hatte er, hoch oben zwischen Bergfirnen hockend, gewaltige Gemälde künftiger veredelter Culturmöglichkeiten an die toden Felswände gemalen. Schließlich, als kein Echo, auch das leiseste nicht mehr, ihn erreichte, war er zusammengebrochen: Friedrich Nietzsche.

Anfangs erzählte man sich bloß, daß ein philosophischer Spintiflerer — wieder einmal Einer! — übergeschnappt sei. Dann traten Leute auf, die hatten von seinen Werken Einiges gelesen, und die meinten: es sei doch wohl etwas dran, an diesen Werken, viel Verstiegenheit und Uebertreibung, aber unbestreitbare Begabung und auch Eigenart. Darauf kamen andere, denen war es seltsam ergangen. Sie hatten einen Philosophen gesucht, und sie hatten einen Dichter, einen Künstler gefunden. Er hatte auf sie einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht, von dem sie sich kaum Rechenschaft zu geben vermochten. Schließlich kam der Ruf aus Skandinavien: Deutschland, das wir geistig todt wählten, hat einmal wieder einen ganz großen Kerl gehabt, einen Bilderstürzer und Bilderbrichter; er hieß Nietzsche und soll von polnischer Abstammung gewesen sein. Georg Brandes war es, der so rief, und fast gleichzeitig mit ihm Ola Hansson. Auch Strindberg reiste umher in ganz Skandinavien und hielt Vorträge über Nietzsche.

Da waren wir denn einmal wieder über uns selber vom Auslande her belehrt worden. Jedenfalls begann aber jetzt in Deutschland, und zumal in Berlin, ein ausgebreitetes Nietzsche-Studium, und der einsame Narr in seiner traurigen Zelle fand Anhänger und Bewunderer. Man erkannte, und es braunte uns in der Seele, wie viel wir der Zeit noch schuldig geblieben waren. Wir hatten einen Geistesruf vernommen, der zwang uns zu neuen verdoppelten Anstrengungen.

Es blieb also nichts übrig: man mußte den Naturalismus seinem Schicksal überlassen. Er mochte blühen und gedeihen! Die anderen aber sonderten sich von ihm ab, sie veranstalteten ihren Auszug auf den heiligen Berg. Und das ist der dritte Act des jung-berlinischen Literaturdramas.

Zunächst sagte man der Socialdemokratie die Gefolgschaft auf. Das hatte sich lange und langsam vorbereitet. Weit mehr noch als der moderne Staat unterdrückte die socialistische Parteischablone die freie Regung der Persönlichkeit. Ein Mann von der maßvollen Gesinnung und dem starken Gerechtigkeitsriebe eines Bruno Wille gerieth mit den Führern in Zwist und mußte eine jüngere Parteigruppe bilden, die sich wider die „Uniformierung der Geister“ auflehnte. Gleichzeitig drangen anarchische Elemente ein, freilich von stark akademischer Prägung. John Henry Mackay, bekannt als gesinnungsvoller Lyriker, schrieb seinen Roman „Die Anarchisten“ und siedelte nach Berlin über. Er geizte übrigens keineswegs nach einer politischen Rolle und begnügte sich damit, seine Weltanschauungskämpfe in nobilitätlicher Form niederzulegen.

Dem Socialismus aber war es nicht gelungen, auch nur eines der jungen Talente für sich zu behalten. In verblendender Berennung der Sachlage war er, mit banaussischen Vorurtheilen bis obenhin angestopft, gemeinschaftlich mit der verhassten Bourgeoisie gegen die junge Kunst zu Felde gezogen. Erfolgreich, wie die der „Werb“, wurden natürlich schmunzelnd eingestekt.

Für die jungdeutsche Production war aber die bewußte und definitive Loslösung von der Socialdemokratie eine Mündigkeitserklärung. Jetzt erst war sie wirklich dogmenfrei, jetzt erst konnte sie an eine Eroberung der Geisteswelt denken.

Es war vieles zu besorgen und der Ueberblick nicht gleich gefunden.

Zunächst waren fremde Hilfskräfte nicht unerwünscht. Es fand eine Invasion von Scandinaviern nach Berlin statt. Als einer der ersten kam Ola Hansson und siedelte sich mit seiner Frau im Centrum der modernen Bewegung, in Friedrichshagen, an. Ein stiller, tiefer, vornehmer Mensch, mit hellen, leise verschleierten Augen, aus denen dich die Macht des „zweiten Gesichts“ anblickte. Hansson war, was keiner der Jung-Berliner von sich sagen konnte, Psychologe. Er las nicht bloß das Äußere, er las auch das Innere der Dinge und las noch hinter den Dingen. Er hatte nervöse Organe, die die feinsten Vibrationen der stets unruhigvollen und aufgeschaukelten modernen Seele aufzunehmen fähig waren, und die geheime Tragik dieser Seele hat er in seinen „Sensitiva Amorosa“-Novellen mit vorsichtiger Hand entziffert.

Es kamen auch noch Andere vom Norden: Gunnar Heiberg, Gabriel Finne, Arne Garborg, Adolf Paul, Christian Krohg und Fran, ferner Maler und Gallén, zuletzt Holger Drachmann und Strindberg. Strindberg war einen Winter lang die Sensation von Berlin. Seine „Gläubiger“, mit ihrer leidenschaftlichen Rhetorik und unerforschenden Seelenanalyse, machten einen tiefen Eindruck. Weniger seine Auffassung vom Weibe, zumal er ja seinen Weiberhais alsbald durch seine Heirat mit einer in Berlin lebenden Wienerin in eigenartiger Weise betätigte.

Trotzdem stürzte Strindberg'sche Weiberpsychologie in die jungberlinerische Schule über. Das Medium war indes eine Frau, die Gartin Cla Hanssons, Laura Marholm. Sie wirkte zunächst als neue Klasse. Deutsch-Russin von Geburt, empfand man doch das Russische stärker als das Deutsche in ihr. Es sedete etwas Zigelloses, Barbarisches, Nihilistisches in ihrem Geist. Mit fester Hand riß sie von allen Dingen den Schleier herunter. Dabei war sie aber wunderbar amüßig. Ihren Kosmetiken zu launigen konnte man nie müde werden. Und wenn sie anfieng, die Frauen-Psyché zu entwickeln, so war das stets ein Vederbissen. Sie vertrat insofern Strindberg'sche Theorien, als sie das Weib unter den Mann stellte und sich über die Emancipationsbäume, die nie einen Mann gerodet hätten, weidlich lustig machte. Das Weib existiere nur von Mannes Gnaden. Es nähre sich gleichsam nur vom Mann, sauge sich fest am Mann. Dann erst werde es selbst etwas. Darauf gieng's über die deutschen Frauen her: das die von ihren Männern nicht zu nehmen wüßten; das sie als ewige Putz-Frauen stumpfsinnig still in ihrem Korbe säßen; das ein neuer Typus Weib in Deutschland heraufkommen müsse; das die jungdeutschen Dichter das Weib als dämonische Erdkraft überhaupt erst kennen lernen müßten. Drohten doch einstweilen die jungen Literaturhelden an der Inferiorität ihrer Weiber zu verkommen und zu verknäpeln.

Da war mit manch lustigen Temperamentsübertreibungen sehr viel Nichtiges gesagt. Und Jung-Deutschland sah ein, das es in sich gehen und das Weib studieren, beziehentlich ein neues Geistes Weib sich heranzubilden müsse. Das war indes, mit Ibsen zu sprechen, eine Lebensaufgabe. Daher hat sie denn auch bis jetzt noch nicht erledigt werden können.

Immerhin begannen allmählich sich Frauen bemerkbar zu machen von feinerer, rätselfullerer, verschwieblicherer Geistesstruktur, als sie bis dahin in der jungberlinerischen Bewegung mitgelaufen waren. Von Schriftstellerinnen seien außer der Matholin Lou Andreas-Salomé und Maria Janitschek genannt. Dazu kamen Malerinnen, wie Dora Hix und Anna Costenoble. Einiger anderer zu geschweigen, die nicht an die Öffentlichkeit traten, dafür aber im intimen Kreise desto glühender mitleiden und Zauber und Amnuth ausstrahlten. Eine Verfeinerung der erotischen Beziehungen, verwickeltere Seelenprobleme, feltenerer Gefühlscombinationen keimten empor. Vielseitiger wurden die ästhetischen Bedürfnisse unverhüllter Worte und Gebarden. Wie ein Traumgepinnt legte es sich über Werttag und Leben. Des Wunderbaren, das uns unablässig umgibt, wurden wir uns ahndvoller und unruhiger bewußt.

Man empfand allmählich mit voller Schärfe, das der Naturalismus nur ein fremdes Importproduct gewesen war; das der deutsche Geist sich nicht darin hatte ausleben oder gar austoben können; das die graue Nüchternheit des Wirklichkeitscultus ewig etwas Aufgezwungenes hatte sein müssen. So plante man eine große Reaction des germanischen Geistes wider die literarische Fremdherrschaft, eine systematische Entbindung all' der schwärmenden Innenkäfte, die man bis dahin, einem theoretischen Wahne zuliebe, niedergehalten hatte. „Lieber toll als nüchtern!“ — das wurde die Losung, und unter diesem Zeichen trat im Herbst 1892 ein „Verlag deutscher Phantasten“ ins Leben.

Die Seele dieses Verlages war Paul Scheerbart, der Oberphantast, wie er im Freundeskreise hieß. Es ist das ein Dichter, zu dem es unmöglich wäre, irgend ein Vorbild oder auch nur einen Vorgänger zu nennen, — man greife denn auf den alten „Teufels-Hoffmann“ zurück, oder noch weiter hinab ins märchenfrohe Mittelalter oder in den Orient. Nur das Scheerbart diesen fernem Phänomenen

als ein durchaus moderner Mensch gegenübersteht, als ein Furchtloser und Wissender. Für die geheimsten Regungen und Schwankungen der neuen Seele, für ihre krausesten Gegenjäge und geradesten Instincte, für ihre willkürlichsten Gedankensprünge und gedankenlosesten Unwillkürlichkeiten, für das Rauchen ihrer Freiheit und die Bitternis ihrer Hemmungen, für die geheime Folter ihrer Selbstqualen und die Süßigkeit ihrer Selbstberauschung, für ihr schwärmendstes Gottsuchen und ihr boshaftestes Teufelspielen, für alles was Farbe, Bewegung, Ton in ihr ist, weiß Scheerbart die Symbole in manchmal tiefstimmig, oft burlesk-phantastischer Form zu finden. Er erzählt uns kleine Geschichten oder Parabeln, die in selbsterschaffenen, bizarr belebten Fabeln spielen, und anfangs glaubt ihr vielleicht die confusen Einfälle eines überspannten Kopfes zu hören. Wer aber seine Ohren hat, der wird bald aufhören. Er wird vielleicht, während es ihn zum ausgedehntesten Lachen reizt, innerlich stille werden. Er wird Beziehungen spüren, die sich erst noch verbergen wollen, dann klarer und klarer hervorkommen, aber stets den letzten Rest unausgesprochen lassen. Man hat vielleicht nicht gleich alles „verstanden“. Aber man ist nachdenklich geworden, man ist bewegt. Und dann greift man zum Buch zurück — und siehe, es ist, als löse sich ein Häutchen dir von deiner Seele, und als werde etwas vor dir entblößt, von dem du selbst bisher keine Ahnung hattest. Eine Geisterhand hat dich berührt.

Leider ist Scheerbart nicht bloß als Dichter, sondern auch im Leben Phantast, so verzweifelt oft er auch versucht, es mit praktischer Nüchternheit anzufassen. Ein compliciertes Verlagswerk vermochte er nicht zu steuern, namentlich nicht durch die Ebbe der Cassen, und so hatte er denn vor der Öffentlichkeit mit seinem „Verlage deutscher Phantasten“ Schiffbruch gelitten. Das einzige Buch dieses Verlages, das „gegangen“ ist, war Hartlebens Liebertragung der Fandels aus Albert Girauds „Fierrot l'Amoureux“, ein Buch, das man wohl als einen intimen Triumph der deutschen Sprache bezeichnen darf.

So saßen denn die Phantasten wieder auf dem Trocknen. Da waren, außer Scheerbart und Hartleben, der schwer mit inneren Krisen ringende, Erlösungen zustrebende Richard Dohmel; Johannes Schlaf, der von Holz getrennt, sich langsam in eine geheimnistiefe Welt leuchtender Innenwunder verspann; Maximilian Dauhndey, der Knabe mit den Wunderungen, allen Wirklichkeiten weit und für immer entrückt; und selbstverständlich, wie immer, wenn man sich aufs Warten angewiesen sah, die Gebrüder Heinrich und Julius Hart, und andere noch, wie Paul Kemer, Peter Hille, Franz Evers, Hanns von Gumppenberg, Frank Wedekind, Hermann Krumpholtz. Sie alle fühlten, das eine Stauung eingetreten war, eine unwillkommene Stockung. War denn niemand da, der das Tempo ein bißchen beschleunigen konnte... man ja, der es verstand, den Sauerreig einmal lebhaft umzurühren?

Ja, da war einer, und er wartete nicht lange, ob man ihn wohl haben wollte, er war mit einemmale mitten in der Welt der Schriftsteller und Poeten, wie ein Meteor vom Himmel herabgerfallen. Kein Deutscher war es, ein Pole, Stanislaw Przybyszewski. Etwas Faszinierendes gieng von ihm aus, etwas Aufwühlendes, Singestives. „Lieber toll als nüchtern!“ Er, er war toll in der siebenten Potenz, und nüchtern — hat ihn niemals jemand gesehen. Jeder schämte sich seiner Nüchternheit, wenn er mit ihm zusammentraf, bereifte sich so trinken-toll als möglich zu werden. Dazu spielte dieser Przybyszewski ganz hinreißend Clavier, immer nur Chopin, etwas wüßig und autodidaktisch mitunter, aber mit einer Gewalt des Rhythmus und einer Originalität der Auffassung, das alle wie elektrisiert waren. Einige schrien, andere warfen sich auf die Knie, manche ließen, wie von einem höheren Geist (oder einer höheren Klarheit) gepackt, in der Stube herum. Und wiederum war es die fremde Klasse, die verblüffte, das fremde Temperament, das fremde Feuer. Przybyszewski war ein entlausener Naturwissenschaftler, von lückenhaften, aber dann wieder selbst Fachmänner frapierendem Wissen. In den neueren physiologischen Forschungen, wie in der Gehirnphysiologie, schien er vollkommen beschlagen. Was er aber bejaß, das wußte er auch anzuwenden. Mit rasender Schnelligkeit verstand sein Geist zu combinieren. Sein Gespräch, von grazioser Beweglichkeit und Schlagfertigkeit war unaufhörlich wie von ganz neuen Witzesjunkten durchpulst. Man fühlte vielleicht, das da etwas Gefährliches war, aber dem Bestrickenden seines Wesens gab sich jeder mit innerer Wonne gefangen.

So war denn mit einem Schläge Leben in der Wüste. Die Gedanken circulierten schneller, die Herzen öffneten sich leichter, ein Ton gemeinsamer Begeisterung durchdrang die Zusammenkünfte. Und wiederum redete man, mit brennenden Köpfen, bis früh in den Morgen hinein, zerlich die Welt und baute sie wieder auf, sah den Horizont voll unermeßlicher lockender Perspectives. Das erfuhr noch eine präkelnde Steigerung, als an Przybyszewski's Seite eine Frau auftauchte, seine vielwunderswürde „Dacha“, eine Norwegerin von gewinnender äußerer Grazie und bestrickender innerer Cultur, im Leben, Denken, Kunstempfinden natürlich nordisch-radical.

Und immer noch die ganze Gesellschaft, Deutsche, Norweger und Polen durcheinander, Schriftsteller und Künstler, alleammt arme Schlucker, die von der Hand in den Mund und oft von Pumpy lebten. Die meisten hockten jahraus jahrein in Berlin, und kaum ein einziger hatte jemals Paris gesehen. Auf die „Gesellschaft“ natürlich prüft man,

man war Bohème, wollte Bohème sein. Sich satt zu essen erschien oft minder wichtig, als durch Nicotin und Alkohol die Lebensgeister anzufachen und zu ekstatischen Höhen hinaufzujuchrauben. Mit der neuen Suggestionstheorie, Hypnotismus, selbst Spiritismus beschäftigte man sich eifrig. „Nackte Seele“ war das Ziel aller Anschauung, „Rausch“ erschien als das Mittel höchster Offenbarung. Von Nietzsche, Huysmans, Dostojewski, Verlaine irrten abgerissene Fegen wie bunte Seifenblasen durch die Gespräche. Strindberg, während seines Berliner Aufenthaltes, wurde mit in den Wirbel der Orgien gezogen. Munch, der still-lächelnde Träumer, der farbentriebe Seelenkinder, faud begeisterte Anhängerschaft und wurde in einer Broschüre der verständnislosen Welt als der Umstürzer in der Malerei, nicht ohne jactastischen Hohn, entgegen-gestellt.

Das waren schöne, wirre, verheißungsreiche Tage. Mancher that damals geistig einen gewaltigen Schritt in die Höhe. Prybyszewski zumal entwickelte sich mit fiebriger Geschwindigkeit, vom chapsodischen Essayisten zum dithyrambischen Romancier. Obwohl Pole, schrieb er ein Deutsch von verächtlichem Tonfall, das freilich mit der Grammatik stellenweise auf gespanntem Fuße stand. Wer ihn persönlich kannte, erkannte den Clavierpieler wieder in seiner dichterischen Sprache. An den vielen Verworrenheiten, die mit unterliefen, nahm bezeichnenderweise niemand Anstoß. Man wollte sie nicht sehen, man empfand sie in ihrer Art als eigene „Schönheiten“. Zum mindesten waren sie „Rassensymptome“.

Dann wuchs ganz besonders D e h m e l mächtig empor. Es war damals, daß er seine „Verwandlungen der Venus“ schrieb, diese Gedichte wie Posamenton und Orgelklang, von einer tiefen, mythischen, graufigen Schönheit. Dieser Dichter entwickelte eine Sprachgewalt und rhythmische Pracht wie nie zuvor. Er hat unsere Lyrik unerhört reich beschenkt. Ganz in Visionen entückt schien Johannes S c h l a f. Er konnte sich in Natur vergraben, daß er sich darin aufzulösen schien, wie ein Tropfen Thau oder wie ein irreder Sonnenstrahl. Seine Sinneswahrnehmungen, geschärft in der Frauenn Schale des Naturraismus, gingen jetzt oft bis ins Mythische, schienen überreizt und angekränkt. In Wirklichkeit bereitete sich eine böse zerstörerische Krankheit in ihm vor. Aber wie so oft war ihr leichtes Auftreten von süßen, bebenden Entzückungen begleitet, in denen der ganze Mensch eine Steigerung erfuhr.

Als theosophischer Heiliger und Geisterbeschwörer wandelte Franz E v e r s in der Menge, das Lächeln einer höheren Gewißheit um die Lippen. Sein schöner schmaler Lyrikertopf mit dem apollinischen Haar und den buddhistisch-melancholischen Augen, hatte für Viele etwas Bestechendes, und nicht bloß für Weiblein. Andere fanden sich erheitert durch seinen unklaren knabenhaften Größenwahn, der alle Probleme der Seele gelöst, alles Wissen der Zeit in sich aufgespeichert währte. Er schrieb „Königslieder“, in denen er von der keuschen Herrlichkeit seines Geistes- und Zukunftsreiches schwärmte, in weichen, wohlklingenden Versen, die sich durch die Musik des Klanges und sanften Fluß der Rhythmen betörend ins Ohr schmeickelten. Man erzählt, daß er sich einmal malen ließ, im niederwallenden Purpurmantel und mit einer blutenden Dornenkrone, die auf dem Bilbrande zu seinen Häupten schwebte. Dornenkrone und Purpurmantel, das waren nachgerade unentbehrliche Attribute der jungen Dichter- und „Märtyrer“-Generation geworden. Sie waren einfach chic. Keiner aber verstand sie mit solch innerer selbstüberzeugter Würde zu tragen wie Franz Evers.

So war denn die Saat des Größenwahnes unter den mannigfaltigsten modisch jugesetzten Formen wieder üppig am Keimen. Prybyszewski Beispiel war maßgebend gewesen. Wer Dichter sein wollte, der mußte vor allem „Megalomane“ sein. Er mußte sich für unüberwindlich halten, für einen prädestinierten und stigmatisierten Adelsmenschen, der alles um sich her für „Böbel“ hielt. Er selbst aber fuhr dahin im Flammenwagen Jehovas, von feinen inneren Scrupeln behelligt, der äußeren Noth unantastbar. Als hungernder Bettler war er umso mehr „Aristokrat“ — und es gab Leute, die all' das Ihrige dahingaben, um diesen Grad geistiger Erlauchtheit sich zu erwerben.

So schlangen sich jugendlicher Idealismus, verwegene Opferfreudigkeit, sprühende Geisteslaune und närrische Affectation in buntem Reigen durcheinander. Vor allem aber war man darauf bedacht, einen ungeheuren Protest zu inscenieren, um allen bürgerlichen Anschauungen und Beschränktheiten nun nicht mehr im Namen des Volkes, sondern im Namen der Kunst, Fehde bis aufs Messer anzufügen. Man wollte beweisen und hielt sich dazu für stark genug, wie man als lachender jubelnder Prinz Vogelfrei, jeder nach seiner Façon, über all' die angemaksten Schranken einer moralischen und nützlichen Kultur leichten Fußes hinwegzante. Das Ziel war schön, aber man verfolgte es mit gar zu viel Geräusch und gar zu programmatisch. Der edelste und wahrhafteste Prinz Vogelfrei zeigte sich von diesem lauten Schreiben am wenigsten ergriffen, Paul Scherbert. Er war ein alter Raufstimmer und Spielmann, und galgenlustig fuhr er fort, mit den Sternen des Himmels Regal zu schieben.

Aber eine Action mußte doch kommen, eine wirkliche, große, gemeinschaftliche Kundgebung. Da war gerade Otto Julius B i e t s d a u m nach Berlin übergesiedelt, von München her, als Leiter der „Neuen Deutschen Rundschau“. In den von ihm jahrelang herausgegebenen „Moderne Wäsen-Almanachen“ war er tapfer für die mo-

derne Bewegung eingetreten, hatte gleichsam die Leute vom heiligsten Berge bereits um sich geschart. Er wurde daher vom ganzen Kreise, von Freunden wie Feinden, jubelnd aufgenommen. Man liebte sein rechtschaffenens, frohmuthiges Wesen, seine herzhaften deutsche Art, und man schätzte sein argloses, farben- und phantastieberauschtes, un- verbrauchtes Talent als Poet. Als es ihm nun mit der „Neuen Deutschen Rundschau“ mißlang, da erchien es als selbstverständlich, daß gerade Bierbaum sich an die Spitze eines neuen Unternehmens stellte, um die Secessionisten zum Siege zu führen.

So kam denn, was in einem früheren Aufsatze (in Nr. 94 der „Zeit“) bereits erzählt wurde: man schritt zur Gründung des „Pan“. Aber da gerade erlebte man seine herbste und nachhaltigste Enttäuschung. Statt zu führen, mußte man sich führen lassen. Der Geldbeutel hatte sich 'mal wieder mächtiger erwiesen, als alle Königs- und Dornenkrone der Poeten.

Damit, daß der „Pan“, statt ein bahnbrechend productives, ein zahm berechnend receptives Unternehmen wurde, war die geschlossene Actionskraft der Jüngeren für Berlin auf längere Zeit hinaus gebrochen. Der Zusammenhalt schwand rasch dahin, die Verbände lösten sich auf, verhehlte Zäuferei kam zum Durchbruch, und man fühlte sich im großen und kleinen gründlich ernüchtert. Allenthalben fanden Abbröckelungen statt, und das Terrain der Reichshauptstadt verlor zu sehends an Prestige.

Besonders zahlreich und augenfällig war der Abfall von P r y b y s z e w s k i. Man erkannte jetzt in ihm einen Blenber, der durch bewirkende gesellschaftliche Talente und durch die Rattenfängerweise seiner Dichtung und Diction die Leute ihrer Urtheilskraft beraubte. Aber der Rattenfänger hatte nur ein einziges Stücklein zu spielen, und das war schnell heruntergeegigt. Seitdem gefüllt er sich in unaußhörlichen Variationen, aber Themen und Tonverbindungen sind wohlbekannt, und die künstlerische Phrasierung scheint erschöpft. So hört man nur mit halbem Ohre mehr hin, wird rasch ermüdet, sehnt sich nach was Neuem. Diese ewigen Ergethismen und Schmerzdelirien der Seele, diese trunkenen Durchwühlungen geschlechtlicher Perverstitäten, dieses nächerne Prozen mit Fieber- und Wahnsinnsanfällen und satanistischen Orgelsteinen, und das angrißvolle Sich-Blähen und forcierte Verächtlichkeit, wir kennen das nun, und können nichts mehr davon lernen. Wir sollen es sogar möglichst bald vergessen. Es ist ein Fremdkörper in unserem Blut. Solange wir unsere „Lumpigen fünf Sinne“ und unser „lächerliches Gehirn“ noch instand haben, wollen wir sie auch getroßt anwenden, und brauchen nicht darum zu fürchten, „flach“ darüber zu werden. Das Unbewußte, das Unklare in uns hat wahrlich noch sein weites, allzu weites Feld, und wir haben es ganz gewiß nicht nöthig, ihm durch künstliche Delirien und Kneip-Ekstasen zuzuhilfen zu kommen.

Auch S c h l a f scheint langsam auszuscheiden. In wiederholten Anfällen hat sich die Krankheit an ihn gemacht, und wer weiß, wie bald sie ihn ganz darniederstreckt, wie bald er an ihrem Liebeskisse dahingeht! Andere, wie D a u t h e n d e y, vagieren in der Welt herum. Das Ehepaar H a n s s o n sitzt schon seit Jahren in Schliessee. Auch sonst ist es stiller geworden. H a u p t m a n n taucht nur vorübergehend in Berlin auf. H a l b e, W o l z o g e n, H e g e l e r sind nach München verzogen. B i e r b a u m, wie man weiß, horstet im Tirolerland, und M e i e r - G r ä f e ist Pariser geworden. Es scheint also: man braucht nicht mehr in Berlin zu leben, um Literaturentwicklung aus erster Hand zu schöpfen.

Auch D e h m e l trägt sich seit langem schon mit Rückzugsgedanken. In irgend ein schwer zugängliches Nest der Mark, nach Rheinsberg vielleicht, gedenkt er sich zu verziehen. Einstweilen sitzt er im nahen Pankow, wie eine weise Spinne mitten in ihrem Nest, und dirigiert die Fäden nach allen Seiten. Er hat, wie es scheint, noch große Entwicklungen vor sich, und die Einigkeit, die Nährmutter aller künstlerischen Originalität, wird ihm dabei behilflich sein.

Selbst E v e r s droht mit seinem Weggang. Nach Island oder auch nach Rußland scheint es ihn zu locken, daselbst der Mytherien allerhöchstes zu vernehmen.

Und die Zurückbleibenden? Nun, da ist vor allem Otto Erich H a r t l e b e n. Der tafelt lustig drauf los, mit behäbigem Humor, und freut sich, am Bierisch seine Popularität immer noch wachsen zu sehen. S c h e e r b a r t kalauert sich durch, so gut es geht. Willy B a k t o r, von dem bisher noch nicht die Rede war, arbeitet mit eifriger Stille an seinem „Buch der Kunst“, und es ist wohl gewis, daß man von diesem weiblichsinnigen, phantastiebegabten, geistig energischen Forscher und Seher noch Großes, Eigenartiges, Bizarreres zu erwarten hat. Auch H o l z läßt neuerdings wieder einiges von sich hören, und viel schöne Erwartungen knüpfen sich an den kürzlich nach Berlin übergesiedelten jungen Darmstädter Karl W o l f s t e h l.

Im ganzen aber ist ziemlich Lautlosigkeit eingetreten. In einsamen Kämpfen hat jeder zu suchen was er zu erreichen vermag. Das scheint eine logische, organische, heilsame Entwicklung. Aber wie viel Kraft wird in herben, zwecklosen Kämpfen umsonst vergeudet! Da ist manch einer noch völlig im Verborgenen, den eine siegreiche „Action“ in helles Tageslicht gesetzt hätte. Und auch zu sorgloserem Fortkommen, zu geünderer Entfaltung seiner Kräfte wäre ihm dadurch verholfen worden.

— — Aber vor dem Lampenflöhen wurden wir noch einmal von einem Spectakel überrumpelt.

Das war im Jänner dieses Jahres. Da zischte man Hauptmanns „Florian Geier“, dieses poetisch so starke, dramatisch so verunglückte Werk, mit fanatischem Hass nieder. Und gleich darauf erhob sich ein barbarisches Jauchzen vor Wildenbruchs Heinrichs- Tragödie.

Auch das noch! Und so ist denn alles wieder, wo es war?

O nicht doch, nicht doch! Das Theater gibt gottseidant keineswegs den Ausschlag, und die Curve seiner Erfolge schwanke in steter Sensibilität hin und her. Das Erungene aber, mag man es auch verdunkeln können, kann doch nun und nimmer verloren gehen. Ziel leicht sind die nächsten Zeiten trüber und entbehrungsreicher als die verflossenen. Aber die Stille, die einweilen herrscht, braucht darum nicht die Stille des Unterganges zu sein.

An der Arbeit sind viele. Die Talente liegen sozusagen auf der Straße. Es braucht bloß Einer zu kommen, der sie aufzuheben versteht.

Und nun mache ich einem verehrlichen Publico meine Reverenz und danke für die geschenkte Theilnahme.
Clown! Zieh' den Vorhang zu!

Der Glühende.

Oft habe ich sie singen gehört, aber nie so wie an einem heißen Juliabend: in dem schwülen dunklen Zimmer eine Stimme, schwer, dumpf, voll verhaltenen Schmerzes; ein zitterndes Herz, das sich während in die Kesse dränge und Hände, feberglühend, die sich gewaltsam falteten. Dann wieder ein irres Brüten, die trostlose Monotonie einer Vitanei, wie sie an späten Abenden in einer dämmerigen Dorfkirche geungen wird.

Und aus dem Dunkel des Zimmers quoll mir ein irres, schluchzendes Auge mit einer Frage, auf die es keine Antwort gab, einer dringenden Bitte, die nie erfüllt werden konnte. Und die Frage und die Bitte waren an niemanden gerichtet. Gegen keinen Menschen war dies feberheißes Auge gefehrt. Es war da, für sich allein, es schaute in sein eigenes Herz und horchte auf das endlose Weh und das wilde Pochen seiner schweren Fieberträume.

Und in das schwüle Dunkel des Zimmers zuckte plötzlich lautlos ein Blitz und barst in einem langen Schrei, der sich steil emporwarf und taub zusammenbrach; in diesem Schrei hat das Weib sich noch geungen.

Es gibt kein Weib außer ihr, das so singen könnte, und es gibt keinen, der besser den Text zu diesem Gesang hätte schreiben können, als einer, der in derselben Mutterlauge des Schmerzes und wunder Fieberträume geboren ist: Alfred M o m b e r t.

Vor kurzem erschien von ihm ein kleiner Band Gedichte, „Der Glühende“,*) der mir als eins der bedeutendsten Gedichtwerke der jugenddeutschen Lyrik erscheint.

„Der Glühende“ ist die Geschichte eines jener Namenlosen, die in schweren Zeiten auf die Welt kommen, in den schweren Zeiten, in denen es gut ist, zu schlafen und von Stein zu sein, wie Michel Angelo sagt. Aber der Glühende kennt keinen Schlaf außer dem keuchenden Schlaf des Fiebers: Das Herz klopft bis in den Hals hinauf, und aus dem gluthschweren Blute wachsen jagende, hastende Hände, die an dem Bewußtsein unaufhörlich nesteln und es zu endlosen Schwaden von wirren Träumen auflösen.

Der Glühende war schon mit diesem Fieber geboren. Abgründstiefe Mächte quollen ihm über sein Tageslicht plötzlich hinunter, und in die schwarze Nacht troff das blutige Noth einer ungeheuren Sonne, die einst über dem Wundfieber des Verkrenzigten auf dem Calvarienberg erstarb.

Schon als er auf den Knien seines Vaters saß, stiegen vor den fiebernden Augen des Knaben Bilder und Visionen auf, die seine Seele geschaut, als sie noch in dem Schoß der Ewigkeiten ruhte: Meere, die um braune Felsleiber jauchzen, weiße Möven, die um trinkende Kähe klatschen, den Vater steht er plötzlich zu einer Marmorstatue erstarren, um deren Stirn die Ewigkeiten Rosenkranze winden.

Von einem fernem Stern her, auf dem sie seit Ewigkeiten geruht, brachte die Seele des Glühenden Bilder und Vorstellungen, die noch kein Auge schaute: Sonnen, die silbern glänzen wie Sterne, raumlose Fernen und Meere, die kein Horizont beengt, Einsamkeit von Abgründstiefen, die in die Ewigkeiten hineinglüh.

Und der Glühende horcht mit krankem Eifer auf die heiligen Mytherien seiner waltenden Seele, die alle Geheimnisse ergründet hat. Er weiß, daß da tief innen verschlungene Gänge sind, in die noch kein Licht je gedrungen war, und die zu einem Gewächshaus führen: da drinnen hütet die Seele ihr tiefstes Geheimnis, das Räthsel aller Räthsel. Nur das Eine weiß er: Es ist da! In die dunklen Mächte seiner Träume wirft es manchmal züngelnde Brände hinauf und hin und wieder hört er etwas aus dem Gewächshaus tönen, wie ein „aller-spätestes, fernstes Echo“.

Bis er einmal eine Fackel nahm und sich auf den Gang begab:

„O wie ich wachte!

O jeder Nerv und jeder Zoll ist wach.

Und während ich hier oben gespannt die Wand beschaue,

fühl' ich tief hinein hinaus — zurück den dunklen Gang!

Und weiß auch: — ich fühle — weiß selbst, daß ich weiß!“

Aber es gibt keinen Ausdruck in der menschlichen Sprache für das, was der Glühende weiß: es ist ein Gefühl von einem unerhört blendenden Glanz, ja! Krystalle — Krystalle sind es, „die Seele erblindet an eigenen Glanz“.

Er stößt die blutende Fackel an das Gewölbe und weiß es, weiß es, daß schon eine Urhand dasselbe gethan, die noch jetzt manchmal „aus Urteufen die blutende Fackel an dies Gewölbe stößt“ . . .

Und hinter sich fühlt er ein düstres Volk schlafend folgen, ihm, dem fiebernden Pfadfinder in den dunklen Gräben der Seele. Da horch: „Es zuckte leise darunter, eine Spannung, ein Wissen, das kaum schon Athmen ist, das allerfrüheste, fernste Glänzen des Bewußtseins . . . ach, so leise“: die Seele verkroch sich von neuem, aber ihr Hauch streifte sein Antlitz und eine namenlose Sehnsucht ruft und lockt und zerrt ihn zurück, zu der Ursonne zurück, aus der er einst entstarben war.

Er ist ein Fremder auf dieser Welt. Er sieht anders wie alle Menschen. In den Gesichtskreis seiner Vorstellungen, die er in wachem Zustand gemonnen hat, schieben und teilen sich Träume und Vorstellungen hinein, die nicht sein Gehirn geboren hat. Angst wird in ihm, jagende unaufhörliche Angst, die über sein Gehirn mit Wirbelstürmen faust:

Es ist still im Saal, die weißen Lampen hängen über ihm. Aber sie hängen drohend, sie senken sich näher und näher herab. Niemand ist da, aber er fühlt, daß alle auf ihn schauen, ihn fragen, daß sie alle ernst und feierlich sind:

„Wenn einer spräche! — doch es ist so still,

So still im Saal . . . und die heißen Lampen,

Die weißen Lampen hängen immer näher über meinem schwarzen Haupt.“

Jede Vorstellung, jeder Eindruck wird in der Fieberhitze der Seele, die sich lösringen, die sprechen will und doch schweigen muß, zur Angst:

Dämmerung im Zimmer. So still, so sonderbar. Da plötzlich fühlt er die Angst langsam hervorkriechen. Lebende Schauer durchzucken die dämmernde Stille. Der Glühende lauert und horcht: eine Leiter wird leise an's Fenster angelegt:

„Dunkle Gestalten huschen herauf . . .

Man vergittert mir das Fenster!“

Und nun beginnt die große Tragik all' der Suchenden, die in ihrem Inneren wühlen und nach dem unbekanntem Gotte forschen. „Que ceux qui voudraient savoir ce qu'est Dieu et l'étudier, sachent que c'est défendu; ils deviendront fous“, ruft schon Ruybroeck Admirabilis in seiner wundervoll naiven Weise diesen Berwegenen zu.

Der Wahnsinn, der bis jetzt alle seine großen Brüder unmadtet hat: den Magier des Mittelalters, einen Gilles de Rais, Jean Dee, Paracelsus, den Magier unserer Zeit, einen Poe, Garschin, Schumann — ereilt auch den „Glühenden“.

Zuerst eine dumpfe Ahnung der großen Trübsal, die über ihn kommen soll: um den Mittag herum sah er ein Weib sich an dem Fenster hin und herbewegen. „Was machen Sie dort?“ hört er plötzlich seine Stimme fragen.

„Ich putze die Fensterscheibe,

Sie ist so trüb.

Ich putze immer,

Aber sie wird nie hell.

Sie ist ganz trüb.“

Die Augen des Glühenden kehren sich nach innen. Die Welt da draußen wird für ihn finster und taub. Er sieht Glasbauspaltmen, eine alte Frau, die in der Sofacecke nickt, einen grünen Vogel, der an seine goldne Palmenheimat denkt, aber plötzlich überrumpelt ihn der lauernde Wahnsinn.

„Rings um das Haus starvt schmutzig rauhes Eis,

Verdächtiges Gesindel schleicht ums Haus.

Zerlumpte mit erfrorenen spitzen Haaren,

Brechhlangen in den plumpe Raubthierfäusten,

Ein Kupferweib grinzt in die grünen Scheiben!“

Das Gehirn verliert das Gleichgewicht, fremde Mächte, die unaufhaltbar aus den Urteufen sich hinaufdrängen, schütteln es mit einer dämonischen Gewalt. Das „Ich“, das festzusammengefügte Ich, das an der „Wirklichkeit“ sich großgefängt, zerfällt und zerfallert in alle Winde. Ein neues „Ich“ wird zum Herrscher, ein „Ich“ nicht von dieser Welt, das mit dem All in Verbindung steht und seinen Kräften unterliegt:

„Der Mond stieg auf — ich kann nicht mehr warten,

Die Sterne blitzen hernieder!

Es trommelt — trommelt . . .“

Der Glühende muß in die Mondschleimacht hinaus. Warum? fliegt es ihm jäh durch das zerstückte Gehirn. Nun, es ist ja recht gut und gemächlich so zu spazieren. Es wird aber so seltsam lebendig um ihn her: eine Nachtgesellschaft, die um ihn tollt und er tollt mit. Aber aus der Tiefe fühlt er es kommen, näher und näher, er überläßt es, er sucht es niederzuzwängen, es geht nicht: der Mond in ihm steigt immer höher:

*) Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig.